



Leseprobe

Frank Herbert
Der Wüstenplanet
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



Seiten: 800

Erscheinungstermin: 11. Januar 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Der erfolgreichste Science-Fiction-Roman aller Zeiten - jetzt neu übersetzt

Tausende von Jahren in der Zukunft und eine fantastische Welt: Arrakis, der Wüstenplanet. Einzigartig, herrlich – und grausam. Und doch haben es die Menschen geschafft, sich dieser lebensfeindlichen Umwelt anzupassen ... Vor fünfzig Jahren erschien Frank Herberts Roman Der Wüstenplanet – ein Datum, das den Beginn einer großartigen Erfolgsgeschichte markiert: Der Wüstenplanet wurde zum weltweiten Bestseller und von David Lynch spektakulär verfilmt. Heute gilt das Buch als Meilenstein der Zukunftsliteratur – ein monumentales Epos, das jede Generation von Leserinnen und Lesern neu für sich entdeckt.



Autor

Frank Herbert

Frank Herbert (1920-1986) wurde in Tacoma, Washington, geboren. Nach einem Journalismus-Studium arbeitete er unter anderem als Kameramann, Radiomoderator, Dozent und Austerntaucher, bevor 1955 sein Debütroman »The Dragon in the Sea« zur Fortsetzung in einem Science-Fiction-Magazin veröffentlicht wurde. Der Durchbruch als Schriftsteller gelang ihm schließlich Mitte der 1960er-Jahre mit seinem Roman »Der Wüstenplanet«, der sowohl mit dem Hugo Award als auch mit dem Nebula Award ausgezeichnet wurde. Bis heute gilt »Der Wüstenplanet« zusammen mit den Nachfolgeromanen als einzigartige literarische

FRANK HERBERT

DER
WÜSTEN
PLANET

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Jakob Schmidt

Mit Farbtafeln
von John Schoenherr

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
DUNE

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe fsc® n001967

II. Auflage

Neuausgabe 02/2016

Redaktion: Alexander Martin

Copyright © 1965 by Frank Herbert

Copyright © 1977 der Farbillustrationen by John Schoenherr

Copyright © 2016 der deutschsprachigen Ausgabe

und der Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Das Illustrat, München

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-31717-8

www.diezukunft.de

Für jene, deren Arbeit über das Reich der Ideen hinaus in das der »wirklichen Dinge« geht – den Trockenlandökologen, wo und wann immer sie tätig sind. Ihnen ist dieser Versuch einer Vorhersage in aller Bescheidenheit und Bewunderung gewidmet.

INHALT

Der Wüstenplanet	9
Muad'Dib	317
Der Prophet	553
Anhang I:	
Die Ökologie des Wüstenplaneten	744
Anhang II:	
Die Religion des Wüstenplaneten	754
Anhang III:	
Bericht über die Beweggründe und Ziele der Bene Gesserit	764
Anhang IV:	
Der Almanak en-Ashraf (Ausgewählte Auszüge aus dem Buch der Adelshäuser)	768
Terminologie des Imperiums	771
Kartografische Erläuterungen	797
Karte des Wüstenplaneten	798

DER WÜSTENPLANET

Gerade zu Beginn muss man größte Achtsamkeit darauf verwenden, alles ins richtige Verhältnis zu setzen. Das weiß jede Schwester der Bene Gesserit. Wenn du also damit beginnst, das Leben von Muad'Dib zu studieren, achte darauf, ihn zunächst in seiner Zeit zu verorten: geboren im 57. Jahr des Padischah-Imperators Shaddam IV. Und achte besonders darauf, Muad'Dib räumlich zu verorten: auf dem Planeten Arrakis. Lass dich nicht davon täuschen, dass er auf Caladan geboren wurde und dort die ersten fünfzehn Jahre seines Lebens verbrachte. Arrakis, den man auch den Wüstenplaneten nennt, wird immer der mit ihm verbundene Ort sein.

– Aus: »Handbuch des Muad'Dib« von Prinzessin Irulan

In der Woche vor ihrem Abflug nach Arrakis, als die Hektik der letzten Reisevorbereitungen ein fast unerträgliches Maß erreicht hatte, kam eine Greisin die Mutter des Jungen Paul besuchen.

Es war ein warmer Abend auf Schloss Caladan, und dem uralten Steinhafen, der der Familie Atreides seit sechsundzwanzig Generationen ein Zuhause bot, haftete der leichte Geruch von abgekühltem Schweiß an, der einen Wetterumschwung ankündigte.

Die alte Frau wurde durch eine Seitentür am Ende des Gewölbegangs eingelassen, von dem Pauls Zimmer abging, und für einen Moment durfte sie zu ihm hineinspähen, während er dort in seinem Bett lag.

Im Zwielflicht einer Schwebelampe, die gedimmt in Bodennähe hing, sah der erwachte Junge an der Tür eine ausladende Frauen-

gestalt, die schräg vor seiner Mutter stand. Die alte Frau war ein hexengleicher Schatten – mit Haaren wie verfilzten Spinnweben um das verdunkelte Gesicht, aus dem die Augen wie Edelsteine hervorblitzten.

»Ist er nicht etwas klein für sein Alter, Jessica?«, fragte die Alte. Ihre Stimme schnarrte wie ein schlecht gestimmtes Balisett.

Pauls Mutter antwortete mit ihrer sanften Altstimme: »Es ist bekannt, dass die Atreides spät zu ihrer vollen Größe heranwachsen, Ehrwürden.«

»Das hörte ich schon, das hörte ich schon«, schnarrte die Alte. »Aber er ist bereits fünfzehn.«

»Ja, Ehrwürden.«

»Er ist wach und hört uns zu«, sagte die Alte. »Verschlagener kleiner Schlingel.« Sie keckerte. »Aber wer von edlem Geblüt ist, muss verschlagen sein. Und wenn er wirklich der Kwisatz Haderach ist ... nun ...«

In den Schatten seines Bettes hielt Paul die Lider einen Spaltbreit geöffnet. Die Vogelaugen der Alten schienen sich zu zwei leuchtend hellen Ovalen auszudehnen, während sie ihm ins Gesicht starrten.

»Schlaf gut, verschlagener kleiner Schlingel«, sagte die Alte. »Morgen, wenn du dich meinem Gom Jabbar stellen musst, wirst du all deine Fähigkeiten brauchen.«

Und damit verschwand sie, schob seine Mutter zur Tür hinaus und schloss sie mit einem festen, dumpfen Laut hinter sich.

Paul lag wach da und fragte sich: *Was ist ein Gom Jabbar?*

Bei aller Unruhe in dieser Zeit der Veränderung war ihm noch nichts so Seltsames wie diese Alte begegnet.

Ehrwürden.

Und die Art, wie sie seine Mutter Jessica wie eine gewöhnliche Dienstbotin angesprochen hatte – und nicht als das, was sie war, eine Dame der Bene Gesserit, Konkubine eines Herzogs und Mutter des herzoglichen Erben.

Ist der Gom Jabbar etwas von Arrakis, wovon ich erfahren muss, bevor wir dorthin aufbrechen?, überlegte er. Mit den Lippen formte er ihre seltsamen Worte nach. *Gom Jabbar ... Kwisatz Haderach.*

Es gab so viel zu lernen. Das Leben auf Arrakis würde sich so sehr von dem auf Caladan unterscheiden, dass Paul schon jetzt der Kopf schwirrte von all dem Wissen, das er aufgenommen hatte. *Arrakis – der Wüstenplanet.*

Thufir Hawat, der Assassinenmeister seines Vaters, hatte es ihm erklärt: Ihre Todfeinde, die Harkonnen, waren achtzig Jahre lang auf Arrakis gewesen und hatten den Planeten im Rahmen eines Vertrags mit der MAFEA-Gesellschaft mehr oder weniger als Lehen gehalten, um dort das geriatrische Gewürz Melange abzubauen. Nun räumten die Harkonnen ihren Posten und wurden vom Haus der Atreides abgelöst, die als echte Lehnsherren auftraten – anscheinend ein Sieg für Herzog Leto. Doch Hawat hatte gesagt, dass gerade dieser Anschein die tödlichste Gefahr barg, denn Herzog Leto war beliebt bei den Großen Häusern des Landsraads.

»Der Beliebte weckt die Eifersucht der Mächtigen«, hatte Hawat gesagt.

Arrakis. Der Wüstenplanet.

Paul schlief ein und träumte, er sei in einer Höhle auf Arrakis, umgeben von schweigenden Menschen, die sich im schwachen Schein von Leuchtgloben bewegten. Alles wirkte ernst und feierlich wie in einer Kathedrale, und er lauschte einem leisen Geräusch – dem Tröpfeln von Wasser. Noch während er träumte, wusste Paul, dass er sich nach dem Erwachen an den Traum erinnern würde. An die Träume, die ihm die Zukunft zeigten, erinnerte er sich immer.

Der Traum verblasste.

Paul erwachte und fand sich in seinem warmen Bett wieder, denkend ... denkend. Diese Welt von Schloss Caladan, wo es keine Spiele und auch keine Spielgefährten in seinem Alter gab, verdiente

es vielleicht nicht, dass man ihr nachtrauerte. Sein Lehrer Dr. Yueh hatte angedeutet, dass man auf Arrakis das Faufreluches-Klassensystem nicht besonders streng einhielt. Der Planet beherbergte Menschen, die ohne einen Kaid oder Baschar, der sie befehligte, am Rande der Wüste lebten; Sandirrwische, Fremem genannt, die in keiner Volkszählung des Imperialen Regats auftauchten.

Arrakis – der Wüstenplanet.

Als Paul merkte, wie angespannt er war, wandte er eine der Geistkörper-Techniken an, die ihm seine Mutter beigebracht hatte. Drei rasche Atemzüge lösten die gewünschten Reaktionen aus: Er fiel in einen Zustand frei schwebender Aufmerksamkeit ... Fokussierung des Bewusstseins ... Weitung der Aorten ... die unscharfen Automatismen des Geistes meiden ... sich aus freien Stücken für das bewusste Sein entscheiden ... angereichertes Blut, das in die überlasteten Bereiche strömt ... *Nahrung-Sicherheit-Freiheit erlangt man nicht durch den Instinkt allein* ... das tierische Bewusstsein geht nicht über den gegenwärtigen Moment hinaus, noch erfasst es den Gedanken, dass seine Beute aussterben könnte ... das Tier zerstört, ohne zu schaffen ... tierische Genüsse sind dem Gespür verhaftet und entziehen sich der Wahrnehmung ... der Mensch benötigt ein Hintergrunderaster, durch das er sein Universum betrachten kann ... körperliche Ganzheitlichkeit folgt aus einem Nerven-Blut-Fluss, der dem tiefstmöglichen Bewusstsein für die Bedürfnisse der Zellen gehorcht ... alle Dinge/Zellen/Geschöpfe sind von begrenzter Dauer ... strebe nach einem inneren Flussgleichgewicht ...

Immer wieder spulte sich die Lektion in Pauls Zustand frei schwebender Aufmerksamkeit ab.

Als das gelbe Licht der Morgendämmerung das Fensterbrett berührte, spürte er es durch die geschlossenen Lider. Er öffnete die Augen, hörte, wie das geschäftige Treiben im Schloss von Neuem losging, sah die vertrauten Lichtmuster an der Schlafzimmerdecke.

Die Tür zum Flur öffnete sich, und seine Mutter blickte zu ihm

herein. Ihr matt bronzefarbenes Haar wurde von schwarzen Bändern zusammengehalten. Ihre grünen Augen sahen ihn ernst an, ihr ovales Gesicht verriet keine Gefühle.

»Du bist wach«, sagte sie. »Hast du gut geschlafen?«

»Ja.«

Er betrachtete ihre hochgewachsene Gestalt, bemerkte die Spur von Anspannung in ihren Schultern, als sie ihm Kleider aus dem Schrank herauslegte. Einem anderen wäre wohl nichts aufgefallen, doch ihn hatte sie in den Künsten der Bene Gesserit unterwiesen – in der Beobachtung kleinster Details. Sie drehte sich um und hielt ihm eine vergleichsweise förmliche Jacke hin. Über der Brusttasche prangte das rote Falkenwappen der Atréides.

»Schnell, zieh dich an«, sagte sie. »Die Ehrwürdige Mutter wartet.«

»Ich habe einmal von ihr geträumt«, sagte Paul. »Wer ist sie?«

»Sie war meine Lehrerin an der Bene-Gesserit-Schule. Jetzt ist sie die Wahrsagerin des Imperators. Und Paul ...« Jessica hielt einen Moment lang inne. »Du musst ihr von deinen Träumen erzählen.«

»Das werde ich. Haben wir Arrakis wegen ihr bekommen?«

»Wir haben Arrakis nicht *bekommen*.« Jessica schnippte ein Staubkorn von einer Hose und hängte sie zusammen mit der Jacke an den stummen Diener neben Pauls Bett. »Beeil dich, wir wollen die Ehrwürdige Mutter nicht warten lassen.«

Paul setzte sich auf und schlang die Arme um die Knie. »Was ist ein Gom Jabbar?«

Einmal mehr offenbarte ihm die Ausbildung, die sie ihm hatte zukommen lassen, ihr fast unmerkliches Zögern, eine verräterische Nervosität, aus der er Angst herauslas.

Jessica trat ans Fenster, zog die Vorhänge weit auf und blickte über die Obstgärten am Fluss hinweg zum Berg Syubi. »Du wirst früh genug ... etwas über den Gom Jabbar erfahren«, sagte sie.

Es verwunderte ihn, Furcht in ihrer Stimme zu hören.

Ohne sich umzudrehen, sprach Jessica weiter: »Die Ehrwürdige Mutter wartet in meinem Morgenzimmer. Bitte beeil dich.«

Die Ehrwürdige Mutter Gaius Helen Mohiam saß in einem verzierten Sessel und beobachtete, wie sich Mutter und Sohn näherten. Durch Fenster zu beiden Seiten konnte man den gewundenen Fluss im Süden und die grünen Äcker der Atreides-Ländereien sehen, doch die Ehrwürdige Mutter verschwendete keinen Gedanken an die Aussicht. An diesem Morgen spürte sie ihr Alter in den Knochen und war mehr als nur ein wenig missgelaunt. Sie gab der Raumreise und dem Umgang mit diesen abscheulichen, hintertriebenen Leuten von der Raumgilde die Schuld. Doch dies war eine Mission, die die persönliche Aufmerksamkeit einer Bene Geserit mit dem *Gesicht* verlangte. Selbst die Wahrsagerin des Padi-schah-Imperators konnte sich dieser Verantwortung nicht entziehen, wenn sie gerufen wurde.

Diese verfluchte Jessica!, dachte die Ehrwürdige Mutter. *Wenn sie uns doch nur ein Mädchen geboren hätte, wie man es ihr befohlen hatte!*

Jessica blieb drei Schritte von ihrem Sessel entfernt stehen und machte einen kleinen Knicks, nicht mehr als eine leichte Bewegung der Linken an ihrem Rocksäum entlang. Paul verneigte sich auf die knappe Art, die sein Tanzlehrer ihm für Gelegenheiten beigebracht hatte, »bei denen du dir über den Rang deines Gegenübers unsicher bist«.

Die Feinheiten von Pauls Begrüßung entgingen der Ehrwürdigen Mutter nicht. Sie sagte: »Dein Junge ist vorsichtig, Jessica.«

Jessicas Hand wanderte zu Pauls Schulter und umfasste sie fest. Einen Herzschlag lang spürte er die Angst, die in ihr pulsierte. Dann hatte sie sich wieder unter Kontrolle. »So hat man es ihm beigebracht, Ehrwürden.«

Wovor fürchtet sie sich?, fragte sich Paul.

Die Alte bäugte Paul mit einem raschen Gestalt-Blick. Ein ovales Gesicht wie das von Jessica, aber kräftige Knochen. Das Haar:

schwarz-schwarz wie das des Herzogs, aber mit dem Haaransatz des Großvaters mütterlicherseits, dessen Name nicht genannt werden darf. Die schmale, hochmütige Nase. Die Form der sie direkt anblickenden grünen Augen: wie der alte Herzog, der Großvater väterlicherseits, der Tote.

Das war ein Mann, der wusste, wie man mit Kühnheit beeindruckt – bis in den Tod, dachte die Ehrwürdige Mutter.

»Jemandem etwas beizubringen ist eine Sache«, sagte sie, »aber die grundsätzliche Anlage ist etwas anderes. Wir werden sehen.« Ihr kalter Blick traf Jessica. »Lass uns allein. Ich weise dich an, die Meditation des inneren Friedens durchzuführen.«

Jessica nahm die Hand von Pauls Schultern. »Ehrwürden, ich ...«

»Jessica, du weißt, dass es getan werden muss.«

Verwirrt sah Paul zu seiner Mutter auf.

Jessica straffte sich. »Ja ... natürlich.«

Paul blickte zur Ehrwürdigen Mutter. Die Höflichkeit seiner Mutter und ihre offensichtliche Ehrfurcht vor dieser alten Frau rieten zur Vorsicht. Doch gleichzeitig verspürte er angesichts der Angst, die seine Mutter ausstrahlte, Wut und Bangigkeit.

»Paul ...« Jessica holte tief Luft. »Diese Prüfung, der du gleich unterzogen wirst ... sie ist sehr wichtig für mich.«

»Prüfung?« Er hob den Blick zu ihr.

»Vergiss nie, dass du der Sohn eines Herzogs bist«, sagte Jessica. Sie wirbelte herum und schritt mit raschelndem Rock aus dem Zimmer. Die Tür schlug schwer hinter ihr zu.

Paul sah die Alte an und hielt seinen Zorn im Zaum. »Entlässt man die Lady Jessica etwa wie ein einfaches Dienstmädchen?«

Ein Lächeln umspielte den faltigen alten Mund. »An der Schule *war* die Lady Jessica vierzehn Jahre lang mein Dienstmädchen, Junge.« Sie nickte. »Und sie hat ihre Arbeit gut gemacht. Und jetzt kommst *du* her!«

Der Befehl traf ihn wie ein Peitschenschlag. Paul stellte fest, dass er gehorchte, ehe er darüber nachdenken konnte. *Sie setzt die Stim-*

me *gegen mich ein*, dachte er. Ein Wink von ihr brachte ihn zu ihren Füßen zum Stehen.

»Siehst du das?«, fragte sie. Sie zog einen grünen Metallwürfel von etwa fünfzehn Zentimeter Kantenlänge aus den Falten ihres Kleids. Sie drehte ihn, und Paul sah, dass eine Seite offen war – ein schwarzes und seltsam Furcht einflößendes Loch. Kein Licht drang in diese Schwärze.

»Steck die rechte Hand hinein«, sagte sie.

Angst durchzuckte Paul. Er wollte zurückweichen, doch die Alte sagte: »Gehorchst du so deiner Mutter?«

Er sah in ihre glitzernden Vogelaugen.

Dann, einem unwiderstehlichen Zwang folgend, steckte Paul die Hand in den Würfel. Er spürte Kälte, als die Schwärze sich um sie schloss, und dann glattes Metall an den Fingern und ein Kribbeln, als schliefe ihm der Arm ein.

Die Züge der Alten nahmen etwas Raubtierhaftes an. Sie löste ihre rechte Hand von dem Würfel und hielt sie dicht an Pauls Hals. Er sah Metall aufblitzen und wollte den Kopf wenden.

»Halt!«, blaffte sie.

Sie benutzt wieder die Stimme! Er blickte ihr ins Gesicht.

»Ich halte dir den Gom Jabbar an den Hals«, sagte sie. »Der Gom Jabbar, der rücksichtslose Feind. Eine Nadel mit einem Tropfen Gift an der Spitze. Ah-ah! Weiche nicht zurück, sonst wirst du das Gift zu spüren bekommen.«

Mit trockener Kehle versuchte Paul zu schlucken. Er konnte den Blick nicht von dem faltendurchzogenen alten Gesicht wenden, von den glitzernden Augen, dem blassen Zahnfleisch um die silbernen Metallzähne, die aufblitzten, wenn die Alte sprach.

»Natürlich kennt sich der Sohn eines Herzogs mit Giften aus«, sagte sie. »So ist das heutzutage, nicht wahr? Moschum, ein Gift in einem Getränk. Aumas, ein Gift in einer Speise. Die schnell wirkenden, die langsamen und die dazwischen. Jetzt lernst du ein neues Gift kennen – den Gom Jabbar. Er tötet nur Tiere.«

Sein Stolz ließ Paul die Angst überwinden. »Sie wagen es anzudeuten, dass der Sohn eines Herzogs ein Tier ist?«

»Sagen wir, ich deute an, dass du vielleicht ein Mensch bist«, erwiderte sie. »Ruhig! Ich warne dich, versuche nicht, dich loszureißen. Ich mag alt sein, aber meine Hand kann diese Nadel in deinen Hals treiben, ehe du mir entkommst.«

»Wer sind Sie?«, flüsterte er. »Mit welchem Trick haben Sie meine Mutter dazu gebracht, mich mit Ihnen allein zu lassen? Gehören Sie zu den Harkonnen?«

»Den Harkonnen? Liebe Güte, nein! Und jetzt sei still.« Ein trockener Finger berührte seinen Hals, und er unterdrückte den unwillkürlichen Drang zurückzuzucken.

»Gut«, sagte sie dann. »Den ersten Teil der Prüfung hast du bestanden. Nun erfährst du, wie der zweite abläuft. Wenn du deine Hand aus dem Kasten ziehst, stirbst du. Das ist die einzige Regel. Lass die Hand im Kasten und lebe. Zieh sie heraus und stirb.«

Paul holte tief Luft, um sein Zittern zu besänftigen. »Wenn ich schreie, dann sind innerhalb einer Sekunde meine Bediensteten hier – und dann sterben *Sie*.«

»Deine Bediensteten werden nicht an deiner Mutter vorbeikommen, die vor der Tür Wache hält. Darauf kannst du dich verlassen. Deine Mutter hat diese Prüfung überlebt. Jetzt bist du an der Reihe. Du kannst dich geehrt fühlen – wir führen sie bei Männer-Kindern nur selten durch.«

Nun ließ die Neugier Pauls Angst auf ein erträgliches Maß schrumpfen. Er hörte der Stimme der Alten an, dass sie die Wahrheit sagte. Wenn seine Mutter draußen Wache hielt ... wenn das hier wirklich eine Prüfung war ... worum auch immer es sich handelte ... er wusste, dass er nicht entinnen konnte. Die Hand an seinem Hals hielt ihn gefangen: der Gom Jabbar. Er erinnerte sich an die Litanei gegen die Angst, wie sie ihn seine Mutter gemäß des Ritus der Bene Gesserit gelehrt hatte: »*Ich darf keine Angst haben. Die Angst tötet den Geist. Die Angst ist der kleine Tod, der die völlige*

Vernichtung bringt. Ich werde mich meiner Angst stellen. Ich werde sie über mich hinweg und durch mich hindurch lassen. Und wenn sie vorübergezogen ist, dann richte ich mein inneres Auge auf den Weg, den sie genommen hat. Wo die Angst vorübergezogen ist, wird nichts mehr sein. Nur ich werde noch da sein.»

Er spürte neue Gelassenheit und sagte: »Dann machen Sie weiter, alte Frau.«

»Alte Frau!«, zischte sie. »Mut hast du, das lässt sich nicht abstreiten. Nun, wir wollen sehen, Sirra.« Sie beugte sich vor und sprach beinahe im Flüsterton. »Du wirst Schmerz in deiner Hand in dem Kasten spüren. Schmerz. Aber wenn du die Hand herausziehst, dann berühre ich deinen Hals mit meinem Gom Jabbar – dem Tod, der so rasch kommt wie das Beil des Scharfrichters. Ziehst du deine Hand heraus, dann holt dich der Gom Jabbar. Hast du verstanden?«

»Was ist in dem Kasten?«

»Schmerz.«

Als das Kribbeln in seiner Hand zunahm, presste er die Lippen fest aufeinander. *Was für eine Prüfung soll das sein?*, fragte er sich. Das Kribbeln wurde zu einem Jucken.

Die Alte sagte: »Hast du davon gehört, dass es Tiere gibt, die sich ein Bein abkauen, um einer Falle zu entkommen? Das ist ein Verhalten für ein Tier. Ein Mensch würde in der Falle bleiben, den Schmerz ertragen und sich tot stellen, sodass er den Jäger vielleicht töten und eine Bedrohung für seine Artgenossen beseitigen kann.«

Das Jucken wurde zu einem ganz leichten Brennen. »Warum tun Sie das?«, fragte er.

»Um festzustellen, ob du ein Mensch bist. Sei still.«

Paul ballte die Linke zur Faust, als das Brennen in der anderen Hand zunahm. Mehr Hitze, mehr und mehr ... und mehr. Er spürte, wie sich ihm die Fingernägel seiner freien Hand ins Fleisch gruben. Er versuchte, die Finger der brennenden Hand zu bewegen, doch sie waren wie erstarrt.

»Es brennt«, flüsterte er.

»Schweig!«

Schmerz pulsierte in seinem Arm. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Jede Faser seines Körpers schrie danach, die Hand aus dieser Feuergrube zu ziehen ... aber ... da war der Gom Jabbar. Ohne den Kopf zu drehen, bewegte er die Augen, um die schreckliche Nadel an seinem Hals zu sehen. Er merkte, dass sein Atem stoßweise ging, doch sein Versuch, ihn zu beruhigen, blieb erfolglos.

Schmerz!

Alles verblasste, bis Pauls Welt nur noch aus seiner von Qualen umspülten Hand und dem uralten Gesicht bestand, das ihn aus wenigen Zentimetern Entfernung anstarrte.

Seine Lippen waren so trocken, dass er sie kaum auseinander bekam.

Das Brennen! Das Brennen!

Er meinte zu spüren, wie sich die Haut schwarz von der gepeinigten Hand schälte, wie das Fleisch knisternd zerstob, bis nur noch verkohlte Knochen übrig waren ... und dann ...

Vorbei!

Als wäre ein Schalter umgelegt worden, war der Schmerz vorbei. Paul spürte das Beben seines rechten Arms, spürte seinen schweißgebadeten Leib.

»Das reicht«, brummte die Alte. »Kull wahad! Kein Frauen-Kind hat je so viel ertragen. Vermutlich wollte ich, dass du scheiterst.« Sie lehnte sich zurück und nahm den Gom Jabbar von seinem Hals. »Zieh deine Hand aus dem Kasten, junger Mann, und sieh sie dir an.«

Er unterdrückte ein Schaudern des Schmerzes und starrte in die lichtlose Leere, in der seine Hand, wie es schien, verweilen wollte. Jeder Augenblick war von der Erinnerung an den Schmerz durchdrungen. Er rechnete damit, nichts als einen verkohlten Stumpf aus dem Kasten zu ziehen.

»Los!«, zischte sie.

Paul riss seine Hand aus dem Kasten und starrte sie verblüfft an. Sie war unversehrt, das Fleisch zeigte keine Spur von seinen Quallen. Er hielt sie hoch, drehte sie, bewegte die Finger.

»Schmerz durch Nerveninduktion«, erklärte die Alte. »Schließlich können wir nicht einfach so menschliches Potenzial verstümmeln. Es gibt Leute, die für das Geheimnis dieses Kastens viel bezahlen würden.« Sie ließ ihn zurück in die Falten ihres Gewands gleiten.

»Aber der Schmerz ...«, sagte er.

»Schmerz«, schnaubte sie. »Ein Mensch kann mit seinem Willen jeden Nerv in seinem Körper außer Kraft setzen.«

Pauls linke Hand tat ihm weh. Er öffnete die verkrampften Finger und betrachtete die vier blutigen Male, wo sich die Fingernägel in die Haut gebohrt hatten. Dann ließ er die Hand sinken und sah die Alte an. »Das haben Sie auch meiner Mutter angetan?«

»Hast du jemals Sand gesiebt?«, fragte sie.

Der plötzliche Themenwechsel versetzte seinen Verstand in einen Zustand erhöhter Aufmerksamkeit: *Sand gesiebt*. Er nickte.

»Wir Bene Gesserit sieben Leute, um die Menschen unter ihnen zu finden.«

Paul hob die rechte Hand und beschwor die Erinnerung an den Schmerz herauf. »Und weiter ist nichts dabei – nur Schmerz?«

»Ich habe dich beobachtet, während du Schmerzen gelitten hast, Junge. Schmerz ist lediglich die Achse des Tests. Deine Mutter hat dir von verschiedenen Möglichkeiten des Beobachtens erzählt. Ich sehe ihre Lehren in dir. Unsere Prüfung besteht aus Krise und Beobachtung.«

An ihrem Tonfall war etwas, das ihren Worten absolute Glaubwürdigkeit verlieh. »Das ist die Wahrheit«, murmelte Paul.

Die Alte musterte ihn. *Er spürt die Wahrheit! Ist er vielleicht tatsächlich der Eine?* Sie erstickte ihre Aufregung im Keim und gemahnte sich: *Hoffnung vernebelt die Beobachtungsgabe*.

»Du weißt, wenn jemand das, was er sagt, glaubt«, bemerkte sie.

»Ja, das weiß ich.«

Aus seiner Stimme klang das feste Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, das er durch langjähriges Training erlangt hatte. Sie hörte diese Färbung und sagte: »Vielleicht bist du der Kwisatz Haderach. Setz dich, kleiner Bruder, hier zu meinen Füßen.«

»Ich stehe lieber.«

»Deine Mutter saß früher zu meinen Füßen.«

»Ich bin nicht meine Mutter.«

»Du hast uns, nicht wahr?« Die Ehrwürdige Mutter blickte zur Tür und rief: »Jessica!«

Die Tür flog auf, und Jessica starrte mit kaltem Blick ins Zimmer. Aber die Kälte wich, als sie Paul sah. Sie brachte ein schwaches Lächeln zustande.

»Jessica, hast du jemals aufgehört, mich zu hassen?«, fragte die Alte.

»Ich liebe Sie und hasse Sie zugleich«, erwiderte Jessica. »Der Hass – er rührt von Schmerzen, die ich nie vergessen kann. Die Liebe – sie ist ...«

»Bleib bei den Fakten«, sagte die Alte, doch ihre Stimme war sanft. »Du darfst nun hereinkommen, aber schweig. Schließ die Tür, und sorg dafür, dass uns niemand stört.«

Jessica trat ein, schloss die Tür und blieb mit dem Rücken zu ihr stehen. *Mein Sohn lebt*, dachte sie. *Mein Sohn lebt und ist ... ein Mensch. Ich wusste, dass er einer ist, aber dennoch ... er lebt. Jetzt kann auch ich weiterleben.* Die Tür in ihrem Rücken fühlte sich fest und real an. Alles im Zimmer kam ihr unmittelbar vor und drang auf ihre Sinne ein.

Mein Sohn lebt.

Paul sah seine Mutter an und dachte: *Sie hat die Wahrheit gesagt.* Er wollte allein sein und dieses Erlebnis in Ruhe durchdenken, aber er wusste, dass er erst gehen konnte, wenn man ihn entließ. Die Alte hatte Macht über ihn. *Sie haben die Wahrheit gesagt.*

Auch seine Mutter hatte sich dieser Prüfung unterzogen. Sie musste einer furchtbaren Bestimmung dienen ... denn auch Schmerz und Angst waren furchtbar gewesen. Er wusste, was es mit furchtbaren Bestimmungen auf sich hatte. Sie liefen allen Wahrscheinlichkeiten zuwider; sie fanden ihre Notwendigkeit in sich selbst. Paul spürte, dass er mit einer furchtbaren Bestimmung infiziert worden war. Nur wusste er noch nicht, um was für eine Bestimmung es sich handelte.

»Eines Tages, Junge«, sagte die Alte, »wirst auch du draußen vor einer Tür wie dieser stehen. Das verlangt einiges.«

Paul blickte auf die Hand, die den Schmerz erfahren hatte, und dann wieder zur Ehrwürdigen Mutter. Der Klang ihrer Stimme war in einer Hinsicht anders als der jeder anderen, die er kannte: Die Worte waren von einem leuchtenden Schein umgeben, sodass ihre Umrisse klar hervortraten. Er spürte, dass ihm jede Frage, die er ihr stellen würde, eine Antwort bescheren konnte, die ihn aus seiner fleischlichen Welt in etwas Größeres heben würde.

»Warum suchen Sie nach Menschen?«, fragte er.

»Um euch zu befreien.«

»Befreien?«

»Einst haben die Menschen das Denken den Maschinen übertragen, in der Hoffnung, dass das sie befreien würde. Doch stattdessen ermöglichte es nur anderen Menschen mit Maschinen, sie zu versklaven.«

»Du sollst keine Maschine nach dem Bild des Geistes eines Menschen fertigen«, zitierte Paul.

Die Alte nickte. »So steht es in Butlers Dschihad und in der Orange-Katholischen Bibel«, sagte sie. »Aber eigentlich sollte in der O. K.-Bibel stehen: ›Du sollst keine Maschine fertigen, die eine Fälschung des menschlichen Geistes darstellt.‹ Hast du den Mentaten in deinen Diensten studiert?«

»Ich habe *bei* Thufir Hawat studiert.«

»Der Große Aufstand hat eine Krücke beseitigt«, sagte sie. »Er

hat den *menschlichen* Geist dazu gezwungen, sich zu entwickeln. Schulen wurden ins Leben gerufen, um *menschliche* Gaben zu trainieren.«

»Die Schulen der Bene Gesserit?«

Sie nickte erneut. »Zwei wichtige Schulen aus jenen Tagen haben bis in die heutige Zeit überlebt – die Bene Gesserit und die Raimgilde. Soweit wir wissen, legt die Gilde die Betonung fast ganz auf Mathematik. Die Bene Gesserit erfüllen eine andere Funktion.«

»Politik«, sagte Paul.

»Kull wahad!«, sagte die Alte. Sie warf Jessica einen strengen Blick zu.

»Ich habe es ihm nicht erzählt, Ehrwürden«, sagte Jessica.

Die Ehrwürdige Mutter wandte ihre Aufmerksamkeit wieder Paul zu. »Das hast du mit bemerkenswert wenigen Hinweisen erkannt«, sagte sie. »Ja, Politik. Die ursprüngliche Bene-Gesserit-Schule wurde von jenen geleitet, die die Notwendigkeit einer gewissen Kontinuität in den menschlichen Angelegenheiten sahen. Sie erkannten, dass eine solche Kontinuität nur gewährleistet werden konnte, indem man menschliches Material von tierischem trennte – zu Zuchtzwecken.«

Mit einem Mal verloren die Worte der alten Frau für Paul ihre hervorstechende Klarheit. Er empfand einen Verstoß gegen das, was seine Mutter als seinen »Instinkt für das Richtige« bezeichnete. Aber es war nicht so, dass die Ehrwürdige Mutter ihn anlog; offensichtlich glaubte sie das, was sie sagte. Es war etwas Tiefergehendes, etwas, das mit seiner furchtbaren Bestimmung zu tun hatte. Er sagte: »Aber meine Mutter hat gesagt, dass viele Bene Gesserit von den Schulen gar nicht wissen, von wem sie abstammen.«

»Die Genlinien werden in unseren Archiven aufbewahrt«, sagte die Alte. »Deine Mutter weiß, dass sie entweder von Bene Gesserit abstammt oder dass das Genmaterial ihrer Vorfahren von sich aus akzeptabel war.«

»Warum durfte sie dann nicht erfahren, wer ihre Eltern sind?«

»Manche dürfen es erfahren ... und viele nicht. Es wäre zum Beispiel möglich, dass wir sie mit einem engen Verwandten paaren wollten, um eine Dominanz einer gewissen genetischen Eigenschaft zu erzeugen. Unser Handeln kennt viele Beweggründe.«

Einmal mehr spürte Paul einen Verstoß gegen das, was richtig war. »Sie maßen sich einiges an«, sagte er.

Die Ehrwürdige Mutter betrachtete ihn und dachte: *Habe ich da Kritik aus seinem Tonfall herausgehört?* »Wir tragen eine schwere Bürde«, sagte sie.

Paul fühlte, wie der Schock der Prüfung langsam abebbte. Er maß die Alte mit einem gleichmütigen Blick und sagte: »Sie haben gesagt, dass ich vielleicht der ... Kwisatz Haderach bin. Was ist das? Ein menschlicher Gom Jabbar?«

»Paul«, sagte Jessica. »Du darfst nicht in diesem Ton mit der ...«

»Ich regle das, Jessica«, unterbrach sie die Alte. »Also gut, Junge, weißt du von der Wahrsagedroge?«

Paul nickte. »Man nimmt sie, um die Fähigkeit zum Aufdecken von Täuschungen zu verbessern«, sagte er. »Meine Mutter hat mir davon erzählt.«

»Und hast du jemals die Wahrheitstrance beobachtet?«

Er schüttelte den Kopf.

»Die Droge ist gefährlich«, sagte die Alte, »doch sie verleiht Einsichten. Wenn eine Wahrsagerin die Gabe der Droge erhält, kann sie an viele Orte in ihrer Erinnerung schauen – in der Erinnerung ihres Körpers. Auf diese Weise verfolgen wir viele Wege in die Vergangenheit ... aber nur weibliche Wege.« Ihre Stimme nahm einen traurigen Ton an. »Es gibt einen Ort, an den keine Wahrsagerin sehen kann. Er stößt uns ab, versetzt uns in Schrecken. Es heißt, dass eines Tages ein Mann kommen und durch die Gabe der Droge sein geistiges Auge entdecken wird. Er wird dorthin blicken, wo wir nichts sehen können – in weibliche wie auch in männliche Vergangenheiten.«

»Der Kwisatz Haderach?«

»Ja. Derjenige, der an vielen Orten zugleich sein kann – der Kwisatz Haderach. Etliche haben die Droge ausprobiert ... aber keiner hatte Erfolg.«

»Sie haben es versucht und sind gescheitert?«

»Oh nein.« Die Ehrwürdige Mutter schüttelte den Kopf. »Sie haben es versucht und sind gestorben.«

Der Versuch, Muad'Dib zu verstehen, ohne auch seine Todfeinde, die Harkonnen, zu verstehen, ist wie der Versuch, die Wahrheit zu sehen, ohne die Lüge zu kennen. Es ist der Versuch, das Licht zu sehen, ohne die Dunkelheit zu kennen. Es ist nicht möglich.

– Aus: »Handbuch des Muad'Dib« von Prinzessin Irulan

Angetrieben von einer fetten, mit glitzernden Ringen bestückten Hand, drehte sich der teilweise in Schatten getauchte Reliefglobus einer Welt. Der Globus stand frei vor der Wand eines fensterlosen Raums, dessen übrige Wände mit einem bunten Wirrwarr aus Schriftrollen, Filmbüchern, Bändern und Spulen bedeckt waren. Erleuchtet wurde der Raum von goldenen Kugeln, die in mobilen Suspensorfeldern schwebten.

In der Mitte des Raums befand sich ein ellipsoider Schreibtisch mit einer Platte aus versteinertem Elacchaholz in Jaderosa. Darum herum standen selbstverformende Suspensorsessel, von denen zwei besetzt waren. In dem einen saß mit griesgrämiger Miene ein rundgesichtiger, dunkelhaariger Junge von etwa sechzehn Jahren, im anderen ein schmaler, kleiner Mann mit weibischen Zügen.

Junge und Mann beobachteten beide den Globus und den halb in den Schatten verborgenen Mann, der ihn drehte.

Ein Kichern ertönte neben dem Globus, und aus dem Kichern polterte eine Bassstimme hervor: »Da ist sie, Piter – die größte Menschenfalle, die es jemals gegeben hat. Und der Herzog ist in ihre Fänge unterwegs. Ist es nicht etwas Großartiges, was ich, Baron Vladimir Harkonnen, da eingefädelt habe?«

»Aber ja doch, Baron«, sagte der Mann. Er sprach in einem süßen, melodischen Tenor.

Die fette Hand senkte sich auf den Globus und brachte ihn zum Stehen. Jetzt konnten sich alle Blicke auf die unbewegte Oberfläche richten und erkennen, dass es jene Sorte Globus war, die man für reiche Sammler oder Planetengouverneure des Imperiums herstellte. Es war echte imperiale Handarbeit. Längen- und Breitengrade waren haarfeine Platindrähte; die Polkappen bestanden aus feinsten Wolkenmilchdiamanten.

Die fette Hand zog die Linien auf der Oberfläche nach. »Seht nur«, polterte die Basstimme. »Sieh genau hin, Piter, und du auch, Feyd-Rautha, mein Liebster. Vom sechzigsten nördlichen Breitengrad bis zum siebzigsten südlichen – diese köstlichen Kräuselungen. Ihre Färbung, erinnert sie euch nicht an süßen Karamell? Nirgends ist das Blau von Seen, Flüssen oder Meeren zu sehen. Und diese herzallerliebsten Polkappen – wie klein sie sind. Ist das nicht ein unverwechselbarer Planet? Arrakis! Wahrhaft einzigartig. Ein grandioser Schauplatz für einen einzigartigen Sieg.«

Ein Lächeln ließ Piter's Lippen zucken. »Und man stelle sich vor, Baron, der Padischah-Imperator glaubt, dass er dem Herzog Ihren Gewürzplaneten geschenkt hätte. Welch bittere Ironie.«

»Das ist eine unsinnige Aussage«, polterte der Baron. »Das sagst du, um Feyd-Rautha zu verwirren. Aber das ist völlig unnötig.«

Der Junge mit dem missmutigen Gesicht regte sich im Sessel und glättete eine Falte seines hautengen Anzugs. Er richtete sich auf, als hinter ihm an der Tür ein zurückhaltendes Klopfen ertönte.

Piter erhob sich aus seinem Sessel, ging an die Tür und öffnete sie gerade weit genug, um einen Nachrichtenzylinder entgegenzunehmen. Nachdem er die Tür wieder geschlossen hatte, entrollte er den Inhalt des Zylinders und überflog ihn. Er gab ein leises Lachen von sich, dann noch eines.

»Und?«, fragte der Baron fordernd.

»Dieser Dummkopf hat geantwortet, Baron.«

»Wann hat ein Atreides jemals die Gelegenheit zu einer großen Geste ausgeschlagen?«, sagte der Baron. »Und, was schreibt er?«

»Er ist höchst ungehobelt, Baron. Er spricht Sie als ›Harkonnen‹ an, kein ›Sire und geschätzter Cousin‹, kein Titel, kein gar nichts.«

»Es ist ein guter Name«, knurrte der Baron, und sein Tonfall verriet seine Ungeduld. »Was schreibt der liebe Leto?«

»Er schreibt: ›Die Kunst des Kanly hat noch immer ihre Verherr im Imperium.‹ Und unterzeichnet hat er mit ›Herzog Leto von Arrakis.‹« Piter lachte. »Von Arrakis! Liebe Güte! Das ist fast schon zu gut!«

»Sei still, Piter«, knurrte der Baron, und Piter's Lachen verstummte, als hätte man einen Schalter umgelegt. »Kanly also?«, sagte der Baron. »Eine Vendetta, was? Und er benutzt dieses hübsche alte Wort, das von Traditionen trieft, damit ich auch ganz sicher weiß, dass er es ernst meint.«

»Sie haben eine Geste des Friedens gemacht, Baron«, sagte Piter. »Die Form wurde gewahrt.«

»Für einen Mentaten redest du zu viel, Piter«, sagte der Baron. Und er dachte: *Ich muss mir diesen Kerl bald vom Hals schaffen. Er ist mir kaum noch von Nutzen.* Der Baron sah quer durch den Raum seinen Mentaten-Assassinen an, und sofort fiel ihm das an Piter auf, was die meisten als Erstes bemerkten – die Augen, die überschatteten Schlitze aus Blau in Blau, diese Augen, in denen überhaupt kein Weiß mehr zu sehen war.

Ein Grinsen huschte über Piter's Gesicht, unter den Augen wie Löchern hatte es etwas Maskenhaftes. »Aber Baron! Nie war Rache schöner. Wir sehen hier einen Plan von erlesenster Hinterlist. Leto dazu zu *bringen*, dass er Caladan gegen den Wüstenplaneten eintauscht – und zwar ohne dass ihm eine Alternative bleibt, weil der Imperator es befiehlt. Sie sind ein Schelm!«

Mit kalter Stimme sagte der Baron: »Du hast Sprechdurchfall, Piter.«

»Aber ich bin glücklich, mein Baron. Während Sie ... Sie verspüren einen Anflug von Neid.«

»Piter!«

»Ah-ah, Baron! Ist es nicht bedauerlich, dass Sie nicht in der Lage waren, sich diese köstliche Intrige selbst auszudenken?«

»Eines Tages werde ich dich strangulieren lassen, Piter.«

»Aber gewiss, Baron. *Enfin!* Doch eine gute Tat ist nie vergebens, oder?«

»Hast du Verit oder Semuta gekaut, Piter?«

»Wahre Worte ohne Furcht überraschen den Baron«, sagte Piter. Er setzte eine gespielt finstere Miene auf. »Ah, ha! Aber Sie müssen sich darüber im Klaren sein, Baron, dass ich als Mentat weiß, wann Sie den Henker schicken. Sie werden sich zurückhalten, solange ich Ihnen von Nutzen bin. Früher zu handeln wäre Verschwendung, und noch kann man mich zu vielem gebrauchen. Ich weiß, welche Lektion Sie von diesem wunderbaren Dünenplaneten gelernt haben – verschwende nie etwas. Nicht wahr, Baron?«

Der Baron starrte Piter weiter an.

Feyd-Rautha rutschte in seinem Stuhl herum. *Dieses alberne Geringel der beiden!*, dachte er. *Mein Onkel kann nicht mit seinem Mentaten reden, ohne Streit anzufangen. Denken die etwa, dass ich nichts Besseres zu tun hätte, als mir ihr Gezänk anzuhören?*

»Feyd«, sagte der Baron. »Als ich dich hergebeten habe, habe ich dir gesagt, dass du zuhören und lernen sollst. Lernst du etwas?«

»Ja, Onkel.« Feyd-Rautha war sorgsam auf einen unterwürfigen Tonfall bedacht.

»Manchmal gibt mir Piter wirklich zu denken«, sagte der Baron. »Ich verursache aus Notwendigkeit Schmerz, aber er ... ich könnte schwören, dass es ihm echte Freude bereitet. Ich für meinen Teil kann Mitleid mit dem armen alten Herzog Leto empfinden. Dr. Yueh wird bald handeln, und das wird dann das Ende der Familie Atreides sein. Aber mit Sicherheit wird Leto erkennen, wes-

sen Hand den gefügigen Doktor lenkte – und dieses Wissen wird schrecklich für ihn sein.«

»Warum haben Sie den Doktor dann nicht angewiesen, Leto still und effektiv einen Kindjal zwischen die Rippen zu bohren?«, fragte Piter. »Sie sprechen von Mitgefühl, aber ...«

»Der Herzog muss begreifen, dass ich es bin, der hinter seinem Verderben steht«, erwiderte der Baron. »Und die anderen Großen Häuser müssen auch davon erfahren. Dieses Wissen wird sie zum Nachdenken bringen. Was mir etwas Spielraum verschafft. Die Notwendigkeit ist offensichtlich, aber deshalb muss mir das nicht gefallen.«

»Spielraum«, höhnte Piter. »Schon jetzt hat der Imperator Sie im Auge, Baron. Sie handeln zu kühn. Eines Tages wird er ein bis zwei Legionen seiner Sardaukar hierher nach Giedi Primus schicken, und dann ist es vorbei mit Baron Vladimir Harkonnen.«

»Das würde dir gefallen, was, Piter?«, sagte der Baron. »Es würde dir gefallen zu sehen, wie ein Sardaukar-Korps meine Städte plündert und dieses Schloss hier einnimmt. Das würde dir wirklich Freude bereiten.«

»Muss der Baron das überhaupt fragen?«, flüsterte Piter.

»Du hättest ein Baschar bei den Korps werden sollen«, sagte der Baron. »Du interessierst dich zu sehr für Blut und Schmerz. Vielleicht war es voreilig von mir, dir etwas von unserer Beute auf Arrakis zu versprechen.«

Piter machte fünf seltsam affektierte Schritte in den Raum hinein und blieb direkt hinter Feyd-Rautha stehen. Knisternde Anspannung lag in der Luft, der Junge blickte mit einem besorgten Stirnrunzeln zu Piter auf.

»Spielen Sie lieber nicht mit Piter, Baron«, sagte der Mentat. »Sie haben mir Lady Jessica versprochen ... Sie haben sie mir versprochen.«

»Wofür willst du sie, Piter?«, fragte der Baron. »Für Schmerzen?«

Piter starrte ihn an, während sich das Schweigen ausdehnte.

Feyd-Rautha bewegte seinen Suspensorsessel zur Seite und sagte: »Onkel, muss ich bleiben? Du meinstest, du ...«

»Mein liebster Feyd-Rautha wird ungeduldig«, sagte der Baron und bewegte sich neben dem Globus in den Schatten. »Geduld, Feyd.« Er wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Mentaten zu. »Was ist mit dem Herzöglein, dem Kind Paul, mein lieber Piter?«

»Die Falle wird ihn in Ihre Hände spielen, Baron«, brummte Piter.

»Das habe ich nicht gefragt«, sagte der Baron. »Du wirst dich an deine Vorhersage erinnern, dass die Bene-Gesserit-Hexe dem Herzog eine Tochter gebären wird. Da hast du dich geirrt, nicht wahr, Mentat?«

»Ich irre mich nur selten, Baron«, sagte Piter, und erstmals lag ein Hauch von Angst in seiner Stimme. »Das müssen Sie mir zugestehen. Und Sie wissen selbst, dass die Bene Gesserit meistens Töchter zur Welt bringen. Auch die Gemahlin des Imperators hat nur weibliche Kinder hervorgebracht.«

»Onkel«, sagte Feyd-Rautha, »du meinstest, dass es hier etwas Wichtiges für mich ...«

»Hör dir meinen Neffen an«, sagte der Baron. »Er hat es darauf abgesehen, über meine Baronie zu herrschen, dabei hat er sich nicht einmal selbst im Griff.« Der Baron regte sich neben dem Globus, ein Schatten in den Schatten. »Also gut, Feyd-Rautha Harkonnen, ich habe dich in der Hoffnung hierherbestellt, dir etwas Klugheit beizubringen. Hast du unseren Mentaten beobachtet? Du müsstest etwas aus unserem Wortwechsel gelernt haben.«

»Aber Onkel ...«

»Ein höchst tüchtiger Mentat, unser Piter, findest du nicht, Feyd?«

»Ja, aber ...«

»Ah! Allerdings, *aber!* Aber er nimmt zu viel Gewürz zu sich, er konsumiert es wie eine Süßigkeit. Sieh dir seine Augen an! Er könnte ebenso gut ein Tagelöhner auf Arrakis sein. Er ist tüch-

tig, *aber* er ist trotzdem emotional und neigt zu leidenschaftlichen Ausbrüchen. Tüchtig ist er, unser Piter, *aber* er kann sich irren.«

Leise und im Schmollton sagte Piter: »Haben Sie mich hergerufen, um meine Tüchtigkeit durch Kritik zu beeinträchtigen, Baron?«

»Deine Tüchtigkeit beeinträchtigen? Du kennst mich doch, Piter, ich will nur, dass mein Neffe begreift, welche Grenzen einem Mentaten gesetzt sind.«

»Bilden Sie bereits meinen Nachfolger aus?«, wollte Piter wissen.

»Einen Nachfolger für *dich*? Aber Piter, wo sollte ich denn einen anderen Mentaten finden, der eine so verschlagene Giftschlange ist wie du?«

»Am selben Ort, an dem Sie mich gefunden haben, Baron.«

»Hm, vielleicht sollte ich das wirklich versuchen«, sinnierte der Baron. »Du kommst mir in letzter Zeit etwas instabil vor. Und wie viel Gewürz du verspeist!«

»Sind meine Verlustierungen zu teuer, Baron? Haben Sie Einwände dagegen?«

»Mein lieber Piter, deine Verlustierungen sind es, die dich an mich binden. Wie könnte ich etwas dagegen haben? Ich möchte lediglich, dass mein Neffe das an dir sieht.«

»Dann werde ich also vorgeführt«, sagte Piter. »Soll ich tanzen? Soll ich dem hochgeehrten Feyd-Rautha meine zahlreichen Talente demonstrieren?«

»Ganz genau«, sagte der Baron, »du wirst vorgeführt. Und jetzt sei still.« Er wandte sich Feyd-Rautha zu, und sein Blick fiel auf die Lippen seines Neffen, den vollen Schmollmund, genetischer Ausweis der Harkonnen und in diesem Moment in leichter Belustigung verzogen. »Dieses Geschöpf ist ein Mentat, Feyd. Man hat es dazu ausgebildet und konditioniert, bestimmte Pflichten zu erfüllen. Jedoch darf nicht außer Acht gelassen werden, dass es in einem menschlichen Körper steckt. Das ist ein ernsthafter Nach-

teil. Manchmal glaube ich, dass unsere Vorfahren mit ihren Denkmachines auf der richtigen Spur waren.«

»Im Vergleich zu mir waren das Spielzeuge«, fauchte Piter. »Selbst Sie, Baron, könnten Besseres leisten als diese *Machines*.«

»Mag sein«, sagte der Baron. »Ach ja ...« Er holte tief Luft und rülpste. »Und jetzt, Piter, umreiße für meinen Neffen die hervorstechenden Merkmale unserer Kampagne gegen das Haus Atreides. Übe deine Funktion als Mentat aus, wenn es dir genehm ist.«

»Baron, ich habe Sie davor gewarnt, einem so jungen Menschen diese Informationen anzuvertrauen. Meine Beobachtungen ...«

»Das lass meine Sorge sein«, sagte der Baron. »Ich befehle es dir, Mentat. Demonstriere eines deiner zahlreichen Talente.«

»So sei es«, sagte Piter. Er straffte sich und nahm eine seltsam würdevolle Haltung an – als setzte er eine weitere Maske auf, die diesmal seinen ganzen Körper bedeckte. »In einigen Standardtagen wird der gesamte Hofstaat von Herzog Leto mit einem Schiff der Raumbgilde nach Arrakis aufbrechen. Die Gilde wird die Atreides bei der Stadt Arrakeen absetzen, nicht bei unserer Stadt Carthag. Der Mentat des Herzogs, Thufir Hawat, wird zu Recht zu dem Schluss gelangt sein, dass sich Arrakeen besser verteidigen lässt.«

»Hör gut zu, Feyd«, sagte der Baron. »Beachte, wie sich in jedem Plan ein weiterer versteckt, und darin noch einer.«

Feyd-Rautha nickte und dachte: *So habe ich mir das schon eher vorgestellt. Endlich weicht mich das alte Ungetüm in ein paar Geheimnisse ein. Offenbar will er mich wirklich als seinen Erben.*

»Es gibt mehrere randständige Möglichkeiten«, sagte Piter. »Ich sage voraus, dass das Haus Atreides nach Arrakis gehen wird. Wir dürfen allerdings nicht die Möglichkeit außer Acht lassen, dass der Herzog eine Abmachung mit der Gilde getroffen hat und man ihn an einen sicheren Ort außerhalb des Systems bringen wird. Schon andere Häuser sind unter ähnlichen Umständen zu Renegaten geworden. Sie haben ihre Atomwaffen und Schilde mitgenommen und sind über die Grenzen des Imperiums geflohen.«

»Dafür ist der Herzog ein zu stolzer Mann«, sagte der Baron.

»Die Möglichkeit besteht«, sagte Piter. »Im Endeffekt ließe es für uns aber auf das Gleiche hinaus.«

»Nein, das ließe es nicht!«, zischte der Baron. »Ich brauche ihn tot – und sein Haus muss mit ihm sterben.«

Piter nickte. »Das ist das Wahrscheinlichere. Es gibt gewisse Vorbereitungen, die darauf hindeuten, dass ein Haus abtrünnig wird. Der Herzog trifft offensichtlich keine davon.«

»Na also.« Der Baron seufzte. »Mach weiter, Piter.«

»In Arrakeen«, sagte Piter, »wird der Herzog mit seiner Familie die Residenz beziehen, die zuletzt das Zuhause von Graf und Lady Fenring war.«

»Der Schmuggler-Botschafter«, warf der Baron kichernd ein.

»Was für ein Botschafter?«, fragte Feyd-Rautha.

»Dein Onkel beliebt zu scherzen«, sagte Piter. »Er nennt Graf Fenring Schmuggler-Botschafter und spielt damit auf das Interesse des Imperators am Schmuggel auf Arrakis an.«

Feyd-Rautha sah seinen Onkel verwirrt an. »Warum?«

»Sei nicht dumm, Feyd«, blaffte der Baron. »Wie sollte es denn anders sein, solange sich die Gilde der Kontrolle durch das Imperium weitgehend entzieht? Wie sonst sollten sich Spione und Assassinen bewegen?«

Feyd-Rauthas Mund bildete ein lautloses »Oh«.

»Wir haben in der Residenz für Ablenkung gesorgt«, fuhr Piter fort. »Es wird einen Anschlag auf das Leben des Atreides-Erben geben – einen Anschlag, der von Erfolg gekrönt sein könnte.«

»Piter«, polterte der Baron, »du hast vorhergesagt ...«

»Ich habe vorhergesagt, dass es zu Unfällen kommen kann«, sagte Piter. »Und der Anschlag muss glaubwürdig aussehen.«

»Ah, aber der Junge hat einen so süßen Körper«, sagte der Baron. »Natürlich ist er potenziell gefährlicher als der Vater ... wo er doch von seiner Hexenmutter ausgebildet wird. Verfluchte Frau! Nun ja, mach weiter, Piter.«

»Hawat wird voraussehen, dass wir einen Agenten auf ihn angesetzt haben«, erklärte Piter. »Der offensichtliche Verdächtige ist Dr. Yueh, der tatsächlich unser Agent ist. Aber Hawat hat Untersuchungen angestellt und herausgefunden, dass unser Doktor ein Absolvent der Suk-Schule mit imperialer Konditionierung ist – eigentlich müsste er damit vertrauenswürdig genug sein, um selbst den Imperator zu behandeln. Man geht davon aus, dass die ultimative Konditionierung nicht entfernt werden kann, ohne die betreffende Person zu töten. Aber wie einmal jemand feststellte, kann man mit dem richtigen Hebel sogar einen Planeten bewegen. Wir haben den Hebel gefunden, mit dem sich der Doktor bewegen lässt.«

»Wie?«, fragte Feyd-Rautha. Dieses Thema fand er faszinierend. *Jeder* wusste, dass sich eine imperiale Konditionierung nicht unterwandern ließ.

»Ein andermal«, sagte der Baron. »Weiter, Piter.«

»Anstelle von Yueh werfen wir Hawat also eine andere hochinteressante Verdächtige zum Fraß vor«, sagte Piter. »Die schiere Kühnheit eines Verdachts gegen diese Person wird seine Aufmerksamkeit erregen.«

»Eine Frau?«, fragte Feyd-Rautha.

»Die Lady Jessica persönlich«, sagte der Baron.

»Ist das nicht göttlich?«, sagte Piter. »Hawats Verstand wird so sehr mit dieser Möglichkeit befasst sein, dass seine Funktion als Mentat darunter leidet. Vielleicht wird er sogar versucht sein, sie zu töten.« Piter runzelte die Stirn. »Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass er tatsächlich dazu fähig ist.«

»Du willst nicht, dass er das tut, was?«, sagte der Baron.

»Bleiben wir bei der Sache, Baron«, sagte Piter. »Während Hawat mit Lady Jessica beschäftigt ist, lenken wir ihn zusätzlich mit ein paar Aufständen in Garnisonsstädten und derlei mehr ab. Diese Aufstände wird man niederschlagen. Der Herzog soll glauben, dass er ein gewisses Maß an Sicherheit gewinnt. Und dann, wenn

die Zeit reif ist, geben wir Yueh ein Zeichen und marschieren mit unserer Hauptstreitkraft ein ... ähm ...«

»Nur zu, erzähl ihm alles«, sagte der Baron.

»Wir marschieren verstärkt um zwei mit Harkonnen-Uniformen getarnte Sardaukar-Legionen ein.«

»Sardaukar?«, hauchte Feyd-Rautha. Seine Gedanken wandten sich den gefürchteten imperialen Truppen zu, den gnadenlosen Killern, den fanatischen Soldaten des Padischah-Imperators.

»Du siehst, wie sehr ich dir vertraue, Feyd«, sagte der Baron. »Nicht ein Hauch von alldem darf jemals einem anderen Haus zu Ohren kommen, sonst würde sich der Landsraad womöglich gegen das Haus des Imperators zusammenschließen, und Chaos wäre die Folge.«

»Die Hauptsache ist«, sagte Piter, »dadurch, dass das Haus Harkonnen eingesetzt wird, um die schmutzige Arbeit des Imperiums zu erledigen, gewinnen wir einen echten Vorteil. Es ist natürlich ein gefährlicher Vorteil, aber wenn wir ihn achtsam einsetzen, werden wir den Harkonnen größere Reichtümer verschaffen, als irgendein anderes imperiales Haus sie besitzt.«

»Du machst dir keine Vorstellung, um was für Reichtümer es geht, Feyd«, sagte der Baron. »Nicht in deinen wildesten Träumen. Für den Anfang erhalten wir einen permanenten Posten im Direktorat der MAFEA-Gesellschaft.«

Feyd-Rautha nickte. Es ging um Reichtum. Die MAFEA war der Schlüssel zum Reichtum, und jedes Adelshaus angelte sich aus der Schatzkammer der Gesellschaft so viel wie über das Direktorat möglich. Die MAFEA-Direktoratsposten – sie waren der eigentliche Ausweis politischer Macht im Imperium. Und sie passten sich der Stimmenstärke im Landsraad an, der ein Gegengewicht zum Imperator und *dessen* Unterstützern darstellte.

»Herzog Leto wird vielleicht versuchen, zu dem Fremem-Ab-schaum am Rande der Wüste zu fliehen«, sagte Piter. »Oder seine Familie in diese trügerische Sicherheit zu schicken. Aber die-

ser Weg wird ihm durch einen Agenten Seiner Majestät versperrt sein – den planetaren Ökologen. Du erinnerst dich vielleicht an ihn – Kynes.«

»Feyd erinnert sich an ihn«, sagte der Baron. »Red weiter.«

»Ihr Geifern ist recht unschön, Baron«, sagte Piter.

»Red weiter, habe ich gesagt!«, brüllte der Baron.

Piter zuckte mit den Schultern. »Wenn alles wie geplant abläuft«, sagte er, »dann wird das Haus Harkonnen innerhalb eines Standardjahrs ein neues Lehen auf Arrakis haben. Dein Onkel wird über dieses Lehen verfügen. Und sein *persönlicher* Agent wird auf Arrakis herrschen.«

»Mehr Profite«, bemerkte Feyd-Rautha.

»In der Tat«, sagte der Baron. Und er dachte: *Das ist nur gerecht. Wir sind es, die Arrakis gezähmt haben ... abgesehen von diesen Fremden-Missgeburten, die sich an den Rändern der Wüste verstecken ... und einigen handzahmen Schmugglern, die beinahe ebenso fest an den Planeten gebunden sind wie die einheimischen Arbeitskräfte.*

»Und die Großen Häuser werden wissen, dass der Baron die Atreides vernichtet hat«, sagte Piter. »Sie werden es wissen.«

»Sie werden es wissen«, hauchte der Baron.

»Das Allerschönste daran ist allerdings«, sagte Piter, »dass der Herzog es auch wissen wird. Er weiß es schon jetzt. Er spürt, dass ihn eine Falle erwartet.«

»Es stimmt, der Herzog weiß es.« In der Stimme des Barons lag ein trauriger Unterton. »Er konnte sich diesem Wissen nicht entziehen ... umso bedauerlicher.«

Der Baron entfernte sich von dem Arrakis-Globus, und als er aus den Schatten trat, nahm er deutlicher Gestalt an – er war widerwärtig und unglaublich fett. Die Ausbeulungen unter den Falten seiner schwarzen Gewänder verrieten, dass all das Fett größtenteils von tragbaren Suspensoren gehalten wurde, die er um den Leib geschnallt trug. Er mochte an die zweihundert Standardkilo wiegen, doch seine Füße trugen nicht mehr als fünfzig davon.

»Ich bin hungrig«, brummte der Baron und rieb sich mit seiner beringten Hand die vorstehenden Lippen. Dann sah er aus fettverquollenen Augen Feyd-Rautha an. »Lass etwas zu essen bringen, mein Liebster. Wir halten ein Mahl, bevor wir uns zurückziehen.«

So sprach die Heilige Alia des Messers: »Die Ehrwürdige Mutter muss die listenreichen Verführungskünste einer Kurtisane mit der unberührbaren Majestät einer jungfräulichen Göttin vereinen und die Spannung zwischen diesen beiden Eigenschaften so lange aufrechterhalten, wie die Kräfte ihrer Jugend bestehen. Denn wenn Jugend und Schönheit dahin sind, wird sie feststellen, dass jener Ort dazwischen, den zuvor die Spannung eingenommen hat, zu einem Quell von Gerissenheit und Einfallsreichtum wird.«

– Aus: »Muad'Dib: Familienkommentare«
von Prinzessin Irlan

»Nun, Jessica, was hast du zu deiner Verteidigung vorzubringen?«, fragte die Ehrwürdige Mutter.

Es war kurz vor Sonnenuntergang auf Schloss Caladan, der Abend nach Pauls Feuerprobe. Die beiden Frauen waren allein in Jessicas Morgenzimmer, während Paul nebenan in der schallgeschützten Meditationskammer wartete.

Jessica stand mit dem Gesicht zu den Südfenstern. Sie sah auf die abendlichen Farbstreifen über Wiese und Fluss, ohne sie wirklich zu sehen. Und sie hörte die Frage der Ehrwürdigen Mutter, ohne sie wirklich zu hören.

Einst war da eine andere Feuerprobe gewesen – vor vielen Jahren. Ein dünnes Mädchen mit bronzefarbenem Haar, ihr Körper gemartert von den Launen der Pubertät, hatte das Arbeitszimmer der Ehrwürdigen Mutter Gaius Helen Mohiam, oberste Sachwalterin der Bene-Gesserit-Schule auf Wallach IX, betreten ... Jessica

blickte auf ihre rechte Hand hinab, bewegte die Finger, dachte an den Schmerz, das Entsetzen, die Wut.

»Armer Paul«, flüsterte sie.

»Ich habe dir eine Frage gestellt, Jessica.« Der Tonfall der Alten war bissig und fordernd.

»Wie? Ach ja ...« Jessica riss ihre Aufmerksamkeit von der Vergangenheit los und wandte sich der Ehrwürdigen Mutter zu, die mit dem Rücken zur Steinwand zwischen den beiden Westfenstern saß. »Was soll ich Ihrer Meinung nach sagen?«

»Was du meiner Meinung nach sagen sollst? Was du sagen sollst?« Die krächzende Stimme hatte einen gemeinen, nachäffenden Unterton.

»Ich habe einen Sohn geboren – und?«, brach es aus Jessica heraus. Dabei wusste sie natürlich, dass sie absichtlich angestachelt wurde.

»Man hat dir befohlen, den Atreides nur Töchter zu gebären.«

»Es hat ihm so viel bedeutet«, verteidigte sich Jessica.

»Und in deinem Stolz hast du geglaubt, den Kwisatz Haderach hervorbringen zu können.«

Jessica hob das Kinn. »Ich habe die Möglichkeit erahnt.«

»Du hast nur an den Wunsch deines Herzogs nach einem Sohn gedacht«, blaffte die Alte. »Aber seine Wünsche spielen hier keine Rolle. Eine Atreides-Tochter hätte man mit einem Harkonnen-Erben vermählen können, um den Bruch zu heilen. Du hast alles hoffnungslos verkompliziert. Jetzt verlieren wir vielleicht beide Blutlinien.«

»Sie sind nicht unfehlbar«, sagte Jessica und trotzte dem scharfen Blick der Alten.

Die Ehrwürdige Mutter brummte: »Nun, was geschehen ist, ist geschehen.«

»Ich habe mir geschworen, meine Entscheidung nie zu bereuen«, sagte Jessica.

»Wie edelmütig«, höhnte die Alte. »Nichts zu bereuen. Warten

wir ab, bis ein Preis auf deinen Kopf ausgesetzt ist und du auf der Flucht bist. Wenn sich die Hand eines jeden Mannes gegen dich wendet und dir und deinem Sohn nach dem Leben trachtet – vielleicht bereust du dann.«

Jessica erblasste. »Gibt es keine Alternative?«

»Alternative? Das fragt eine Bene Gesserit?«

»Ich frage nur, was Sie mit Ihren überlegenen Fähigkeiten in der Zukunft sehen.«

»Ich sehe in der Zukunft, was ich in der Vergangenheit gesehen habe. Du kennst das Muster, dem deine Geschicke folgen, Jessica. Die Art weiß um ihre eigene Sterblichkeit und fürchtet eine Stagnation des Erbguts. Es liegt im Blut – der Drang, Erblinien planlos zu vermischen. Das Imperium, die MAFEA-Gesellschaft, all die großen Häuser sind nur Treibgut in der Bahn der Flut.«

»Die MAFEA«, murmelte Jessica. »Es ist offenbar bereits entschieden, wie sie ihre Beute auf Arrakis neu verteilen.«

»Die MAFEA ist nichts als ein Fähnchen im Wind unserer Zeiten«, sagte die Alte. »Der Imperator und seine Verbündeten kontrollieren inzwischen neunundfünfzig Komma sechs fünf Prozent der Stimmen im MAFEA-Direktorat. Sicherlich wittern sie Gewinne, und wenn andere diese Gewinne ebenfalls wittern, wird sich ihr Stimmanteil vermutlich noch erhöhen. Das ist der Lauf der Geschichte, Mädchen.«

»Das kann ich jetzt wirklich gebrauchen«, sagte Jessica. »Eine Geschichtslektion.«

»Nur keinen Sarkasmus, Mädchen! Du weißt genauso gut wie ich, welche Kräfte uns umgeben. Wir leben in einer Zivilisation mit drei Polen. Das imperiale Haus hält sich die Waage mit den vereinigten Großen Häusern des Landsraads – und zwischen ihnen die Gilde mit ihrem verdammenswerten Monopol auf interstellaren Transport. In der Politik ist das Dreibein die instabilste Struktur. Es wäre schon schlimm genug ohne die zusätzliche Kom-

plikation einer feudalen Handelskultur, die der Wissenschaft weitgehend den Rücken gekehrt hat.«

»Treibgut in der Bahn der Flut«, sagte Jessica bitter. »Und dieses Stück Treibgut hier ist Herzog Leto, und das dort ist sein Sohn, und das ...«

»Ach, jetzt halt schon den Mund, Mädchen. Du hast dich selbst in diese Sache hineinbegeben, wohl wissend, auf welch schmalen Grat du wandelst.«

»Ich bin eine Bene Gesserit. Ich lebe nur, um zu dienen«, zitierte Jessica.

»Das ist wahr«, sagte die Alte. »Und jetzt können wir nur noch hoffen, dass es uns gelingt, einen Flächenbrand zu verhindern und so viel wie möglich von den wichtigsten Blutlinien zu retten.«

Jessica schloss die Augen und spürte den Druck der Tränen unter ihren Lidern. Sie kämpfte gegen ihr inneres Zittern an, gegen ihr äußeres Zittern, ihr unregelmäßiges Atmen, ihren flatternden Puls und den Schweiß auf ihren Handflächen. Dann sagte sie: »Ich bezahle selbst für meinen Fehler.«

»Und dein Sohn wird mit dir bezahlen.«

»Ich werde ihn so gut schützen, wie ich kann.«

»Schützen?«, kläffte die Alte. »Du weißt sehr wohl, welche Schwäche darin liegt. Schütze deinen Sohn zu sehr, Jessica, dann wird er niemals stark genug, um *irgendein* Schicksal zu erfüllen.«

Jessica wandte sich ab und sah hinaus in die zunehmende Dunkelheit. »Ist es wirklich so schrecklich dort, auf dem Planeten Arakis?«

»Schlimm genug, wenn auch nicht in jeder Hinsicht. Die Missionaria Protectiva war dort und hat die Verhältnisse etwas abgemildert.« Die Ehrwürdige Mutter richtete sich schwerfällig auf und strich eine Falte in ihrem Kleid glatt. »Ruf den Jungen herein. Ich muss bald gehen.«

»Müssen Sie das wirklich?«

Die Stimme der Alten wurde sanfter. »Jessica, Mädchen, ich

wünschte, ich könnte dein Leid an deiner statt auf mich nehmen. Aber jede von uns muss ihren eigenen Weg beschreiten.«

»Ich weiß.«

»Du bist mir so nahe wie meine eigenen Töchter, aber ich kann mich dadurch nicht in meinen Pflichten beirren lassen.«

»Ich verstehe ... die Notwendigkeit.«

»Was du getan hast, Jessica, und weshalb du es getan hast – das wissen wir beide. Aber es ist ein Gebot der Freundlichkeit, dir zu sagen, dass dein Junge wohl kaum die Bene-Gesserit-Totalität sein wird. Du darfst dir keine zu großen Hoffnungen erlauben.«

Wütend wischte sich Jessica Tränen aus den Augenwinkeln. »Sie geben mir das Gefühl, wieder ein kleines Mädchen zu sein, das gerade seine erste Lektion aufsagt: ›Menschen dürfen sich niemals Tieren unterwerfen.« Ein trockenes Schluchzen schüttelte sie. Leise sagte sie: »Ich bin so einsam.«

»Das ist eine deiner Prüfungen«, sagte die Alte. »Menschen sind fast immer einsam. Und jetzt ruf den Jungen. Er hatte einen langen, beängstigenden Tag. Aber er hatte auch Zeit nachzudenken und sich zu erinnern, und ich muss ihm noch mehr Fragen zu seinen Träumen stellen.«

Jessica nickte, ging zur Tür der Meditationskammer und öffnete sie. »Paul, komm jetzt bitte herein.«

Mit widerstrebender Langsamkeit betrat Paul das Zimmer. Er starrte Jessica an wie eine Fremde. Dann sah er misstrauisch die Ehrwürdige Mutter an, doch diesmal nickte er ihr zu, ein Nicken wie unter Gleichen. Er hörte, wie seine Mutter die Tür hinter ihm schloss.

»Junger Mann«, sagte die Alte, »wenden wir uns wieder diesen Träumen zu.«

»Was wollen Sie wissen?«

»Träumst du jede Nacht?«

»Keine Träume, an die man sich erinnern müsste. Ich erinnere mich an alle meine Träume, aber einige sind es wert, sie sich zu merken, und andere nicht.«

»Woher weißt du den Unterschied?«

»Ich weiß es einfach.«

Die alte Frau warf Jessica einen kurzen Blick zu und sah dann wieder zu Paul. »Was hast du letzte Nacht geträumt? War es der Traum wert, sich daran zu erinnern?«

»Ja.« Paul schloss die Augen. »Ich habe eine Höhle geträumt ... und Wasser ... und ein Mädchen, das dort war ... Sie war sehr dünn und hatte große Augen ... durch und durch blaue Augen, ohne Weiß darin ... Ich rede mit ihr und erzähle ihr von Ihnen, davon, wie ich auf Caladan der Ehrwürdigen Mutter begegnet bin.« Er öffnete die Augen wieder.

»Und was du diesem seltsamen Mädchen über mich erzählt hast, ist heute geschehen?«

Paul überlegte und sagte dann: »Ja. Ich erzähle dem Mädchen, dass Sie gekommen sind und mir einen Stempel der Andersartigkeit aufgedrückt haben.«

»Einen Stempel der Andersartigkeit«, hauchte die alte Frau und sah für eine Sekunde wieder zu Jessica. »Sag mir die Wahrheit, Paul, träumst du oft von Dingen, die sich anschließend genau so ereignen, wie du sie geträumt hast?«

»Ja. Und ich habe auch schon früher von diesem Mädchen geträumt.«

»Ach? Du kennst sie?«

»Ich werde sie kennenlernen.«

»Erzähl mir von ihr.«

Erneut schloss Paul die Augen. »Wir befinden uns in einem kleinen Raum zwischen Felsen, wo wir geschützt sind. Es ist beinahe Nacht, aber es ist heiß, und durch eine Öffnung zwischen den Felsen sehe ich eine Sandfläche. Wir ... warten auf etwas ... auf eine Gruppe von Leuten, die ich treffen soll. Sie hat Angst, auch wenn sie versucht, das vor mir zu verbergen, und ich bin aufgeregt. Und sie sagt: ›Erzähl mir von den Wassern deiner Heimatwelt, Usul.« Paul öffnete die Augen. »Ist das nicht seltsam? Meine Heimatwelt

ist doch Caladan. Ich habe noch nie von einem Planeten namens Usul gehört.«

»Geht der Traum noch weiter?«, fragte Jessica.

»Ja«, erwiderte Paul gedankenverloren. »Aber vielleicht hat sie ja *mich* Usul genannt ...« Wieder schloss er die Augen. »Sie bittet mich, ihr von den Wassern zu erzählen. Ich nehme sie an der Hand. Und sage, dass ich ihr ein Gedicht vortragen will. Und dann sage ich das Gedicht auf, wobei ich einige der Worte erklären muss – zum Beispiel Strand und Brandung und Seetang und Möwen.«

»Was für ein Gedicht?«, fragte die Ehrwürdige Mutter.

Paul öffnete die Augen. »Ach, nur eine von Gurney Hallecks Tondichtungen für traurige Zeiten.«

Hinter Paul begann Jessica leise zu singen:

»Noch erinner ich mich an den salzigen Rauch der Strandfeuer
Und die Schatten unter den Kiefern –
Fest, sauber ... unverrückt –
Am äußersten Ufersaum hocken die Möwen
Weiß auf Grün ...
Und ein Wind streicht durch die Kiefern
Und lässt die Schatten wogen
Die Möwen spreizen die Flügel
Empor
Erfüllen den Himmel mit ihren Schreien
Und ich höre den Wind
Der über den Strand weht
Und die Brandung
Und ich sehe, dass unser Feuer
Den Seetang verkohlt hat.«

»Genau das«, sagte Paul.

Die Alte sah Paul an. »Junger Mann, als Sachwalterin der Bene Gesserit suche ich den Kwisatz Haderach, den Mann, der wahrhaft

einer von uns werden kann. Deine Mutter sieht dieses Potenzial in dir, aber sie sieht mit den Augen einer Mutter. Die Möglichkeit sehe auch ich, aber nicht mehr.«

Sie verstummte, und Paul erkannte, dass sie nun etwas von ihm hören wollte. Er ließ sie warten.

Schließlich sagte sie: »Nun gut. Du hast eine innere Tiefe, das muss ich dir lassen.«

»Darf ich jetzt gehen?«, fragte Paul.

»Willst du nicht wissen, was dir die Ehrwürdige Mutter über den Kwisatz Haderach erzählen kann?«, fragte Jessica.

»Sie hat gesagt, dass jene, die zu ihm werden wollten, gestorben sind.«

»Das ist richtig«, sagte die Ehrwürdige Mutter. »Aber ich kann dir mit einigen Hinweisen zu den Gründen ihres Scheiterns behilflich sein.«

Sie spricht von Hinweisen, dachte Paul. *In Wahrheit weiß sie nichts.* Er sagte: »Dann geben Sie mir Ihre Hinweise.«

»Und danach kann ich dir gestohlen bleiben?« Ein ironisches Lächeln zog ein Gitterwerk aus Falten in das Gesicht der Ehrwürdigen Mutter. »Nun denn: »Was sich unterwirft, herrscht.««

Paul war verblüfft. Die Alte sprach von so grundlegenden Dingen wie dem Spannungsfeld in einer Bedeutung – glaubte sie etwa, dass ihn seine Mutter gar nichts gelehrt hatte? »Das soll ein Hinweis sein?«, fragte er.

»Wir sind nicht hier, um Wortklauberei zu betreiben oder uns um semantische Feinheiten zu streiten«, sagte die Alte. »Die Weide unterwirft sich dem Wind und gedeiht, bis eines Tages viele Weiden aus ihr werden – eine Mauer gegen den Wind. Das ist die Bestimmung der Weide.«

Paul sah sie an. Als sie »Bestimmung« sagte, spürte er, wie ihn das Wort durchschüttelte und einmal mehr infizierte. Plötzlich empfand er Zorn auf sie – auf diese törichte alte Hexe mit ihrem Mund voller Plattitüden. »Sie glauben, ich könnte dieser Kwisatz

Haderach sein«, sagte er. »Sie reden von mir, aber Sie haben noch nicht ein Wort darüber gesagt, was wir tun können, um meinem Vater zu helfen. Ich habe gehört, wie Sie mit meiner Mutter gesprochen haben – es klang, als wäre mein Vater schon tot. Aber das ist er nicht!«

»Wenn man irgendetwas für ihn tun könnte, hätten wir es getan«, knurrte die Alte. »Dich können wir vielleicht noch retten. Wahrscheinlich gelingt es uns nicht, aber die Möglichkeit besteht. Wenn du gelernt hast, das als Tatsache zu akzeptieren, dann hast du eine echte Bene-Gesserit-Lektion gelernt.«

Paul sah, wie diese Worte seine Mutter erbeben ließen. Er starrte die Alte finster an. Wie konnte sie so etwas über seinen Vater sagen? Warum war sie sich so sicher? Seine Gedanken waren von brodelndem Hass erfüllt.

Die Ehrwürdige Mutter blickte zu Jessica. »Du hast ihn in den Künsten ausgebildet – ich sehe die Anzeichen. Nun, an deiner Stelle hätte ich wohl das Gleiche getan, und zum Teufel mit den Regeln!«

Jessica nickte.

»Aber ich rate dir, dich von nun an nicht mehr an die übliche Reihenfolge der Ausbildungsschritte zu halten«, fuhr die Alte fort. »Zu seiner eigenen Sicherheit muss er die *Stimme* beherrschen. Ein Anfang ist schon gemacht, aber wir wissen beide, wie viel mehr er braucht – und zwar dringend.« Sie trat dicht an Paul heran und blickte auf ihn hinab. »Leb wohl, junger Mensch. Ich hoffe, dass du es schaffst. Und wenn nicht – nun, wir werden trotzdem Erfolg haben.«

Sie blickte zu Jessica, und für einen kurzen Moment flackerte eine Art Einverständnis zwischen den beiden Frauen auf. Dann rauschte die Alte, ohne sich noch einmal umzusehen, mit raschelnden Gewändern hinaus und entließ das Zimmer und die Personen darin aus ihren Gedanken.

Aber Jessica hatte den Blick auf dem Gesicht der Ehrwürdi-

gen Mutter erhascht, als diese sich abgewandt hatte. Sie hatte Tränen auf der faltendurchzogenen Wange gesehen, und diese Tränen beunruhigten Jessica mehr als alle Worte oder Andeutungen, die an diesem Tag zwischen ihnen ausgetauscht worden waren.

Sie haben bereits gelesen, dass Muad'Dib auf Caladan keine Spielgefährten in seinem Alter hatte. Das wäre zu gefährlich gewesen. Aber er hatte wunderbare Lehrer als Gefährten. Da gab es Gurney Halleck, den Troubadour und Krieger; wenn Sie dieses Buch weiterlesen, werden Sie einige von Gurneys Liedern mitsingen können. Dann war da Thufir Hawat, der alte Mentat und Assassinenmeister, der selbst das Herz des Padischah-Imperators mit Furcht erfüllte. Und da waren Duncan Idaho, der Schwertmeister der Ginaz; Dr. Wellington Yueh, dessen Name mit Verrat beschmutzt ist, doch dessen Wissen klar erstrahlte; Lady Jessica, die ihren Sohn in den Künsten der Bene Gesserit anleitete; und natürlich Herzog Leto, dessen Qualitäten als Vater lange übersehen wurden.

– Aus: »Muad'Dibs Kindheit« von Prinzessin Irulan

Thufir Hawat betrat die Trainingshalle auf Schloss Caladan und zog leise die Tür hinter sich zu. Einen Moment lang stand er da und fühlte sich alt und müde und windgegerbt. Die Verletzung im linken Bein, die er sich im Dienste des alten Herzogs zugezogen hatte, schmerzte.

Drei Generationen von ihnen sind es nun, dachte er.

Er ließ den Blick durch die große Halle schweifen. Im hellen Schein der Mittagssonne, die durch die Deckenlichter fiel, sah er, dass der Junge mit dem Rücken zur Tür an einem Ell-Tisch saß und sich auf die Dokumente und Tabellen konzentrierte, die vor ihm ausgebreitet waren.

Wie oft muss ich ihm noch sagen, dass er sich nicht mit dem Rücken zur Tür setzen soll? Hawat räusperte sich.

Paul beugte sich weiter über die Papiere. Er schien Hawat nicht bemerkt zu haben.

Ein Wolkenschatten zog an den Deckenlichtern vorbei. Erneut räusperte sich Hawat.

Paul straffte sich und sagte, ohne sich umzudrehen: »Ich weiß. Ich sitze mit dem Rücken zu einer Tür.«

Hawat unterdrückte ein Lächeln und durchquerte mit großen Schritten die Halle.

Paul sah zu dem graubärtigen alten Mann auf, der an einer Ecke des Tisches stehen blieb. Hawats Augen blickten wachsam aus seinem dunklen, von tiefen Falten durchzogenen Gesicht.

»Ich habe gehört, wie du über den Flur gekommen bist«, sagte Paul. »Und ich habe gehört, wie du die Tür geöffnet hast.«

»Diese Geräusche kann man imitieren.«

»Ich würde den Unterschied erkennen.«

Das könnte sogar sein, dachte Hawat. Seine Hexenmutter lässt ihm schließlich eine tiefgreifende Ausbildung zukommen. Ich frage mich, was ihre ach so wichtige Schule davon hält. Vielleicht haben sie deshalb die alte Sachwalterin gesandt – um Lady Jessica zurück ins Glied zu schicken.

Hawat zog einen Stuhl heran und setzte sich Paul gegenüber. Demonstrativ lehnte er sich zurück und ließ den Blick durch die Halle schweifen, die ihm mit einem Mal wie ein seltsamer, fremder Ort vorkam. Der Großteil der Ausstattung war bereits nach Arrakis unterwegs. Ein einziger Übungstisch war geblieben – und ein Fechtspiegel, dessen Kristallprismen ruhten. Der Übungsdummy daneben war immer wieder geflickt und ausgepolstert worden und wirkte wie ein uralter Fußsoldat, der in zahllosen Kriegen verletzt und verstümmelt worden war.

Das bin ich, dachte Hawat.

»Thufir, was denkst du gerade?«, fragte Paul.

Hawat sah den Jungen an. »Ich dachte gerade, dass wir hier alle bald weg sein und diesen Ort wohl nie wiedersehen werden.«

»Und macht dich das traurig?«

»Traurig? Unsinn! Sich von Freunden zu trennen ist traurig. Ein Ort ist bloß ein Ort.« Hawat warf einen Blick auf die Tabellen auf dem Tisch. »Und Arrakis ist auch bloß ein Ort.«

»Hat mein Vater dich hier hochgeschickt, damit du mich auf die Probe stellst?«

Hawat runzelte die Stirn – es fiel dem Jungen so leicht, ihn zu durchschauen. Er nickte. »Du denkst bestimmt, dass es netter gewesen wäre, wenn er selbst gekommen wäre, aber du weißt ja, wie beschäftigt er ist. Er wird später vorbeischaun.«

»Ich habe über die Stürme auf Arrakis gelesen.«

»Die Stürme. Ich verstehe.«

»Es klingt, als wären sie ziemlich schlimm.«

»Das ist ein sehr zurückhaltendes Wort: *schlimm*. Diese Stürme bauen sich über eine Strecke von sechs- bis siebentausend Kilometern Flachland auf, gespeist von allem, was ihnen Antrieb verleihen kann – der Corioliskraft, anderen Stürmen –, allem, was auch nur ein Quäntchen Energie in sich trägt. Sie können Windgeschwindigkeiten von siebenhundert Stundenkilometern erreichen und reißen alles mit, was sich in ihrer Bahn befindet – Sand, Staub, alles. Sie können einem das Fleisch von den Knochen schaben und die Knochen anschließend zu Splintern zermahlen.«

»Warum gibt es dort keine Wetterkontrolle?«

»Arrakis bringt in dieser Hinsicht einige besondere Probleme mit sich. Die Kosten wären außerordentlich hoch, vor allem für die Wartung. Außerdem verlangt die Gilde haarsträubende Preise für die Satellitenkontrolle, und das Haus deines Vaters ist keines von den großen reichen. Das weißt du.«

»Hast du jemals die Fremden gesehen?«

Der Junge macht heute ganz schöne Gedankensprünge, dachte Hawat. »Es kann gut sein, dass ich sie gesehen habe«, sagte er. »Sie las-

sen sich kaum von den Leuten aus den Gräben und Sinks unterscheiden. Sie alle tragen diese weiten, wogenden Gewänder. Und in geschlossenen Räumen stinken sie zum Himmel. Das kommt von den Anzügen, die sie tragen – sie nennen sie ›Destillanzüge‹ –, in denen das Wasser aus dem eigenen Körper wieder aufbereitet wird.«

Paul schluckte. Unvermittelt wurde er sich der Feuchtigkeit in seinem Mund bewusst und erinnerte sich an einen Traum von Durst. Dass Menschen so dringend Wasser brauchten, dass sie ihre eigenen Körperflüssigkeiten wiederaufbereiten mussten, kam ihm irgendwie trostlos vor. »Wasser ist dort kostbar«, sagte er.

Hawat nickte und dachte: *Langsam gelingt es mir, ihm zu vermitteln, was für ein bedeutsamer Feind dieser Planet ist. Es ist Wahnsinn, dort hinzugehen, ohne sich gedanklich auf seine Gefahren vorzubereiten.*

Paul blickte zum Deckenlicht; ihm war nicht entgangen, dass es zu regnen begonnen hatte. Er beobachtete, wie die Flüssigkeit über das graue Metaglas lief. »Wasser«, sagte er.

»Du wirst lernen, dem Wasser große Bedeutung beizumessen«, sagte Hawat. »Als Sohn des Herzogs wird es dir nicht daran fehlen, aber du wirst sehen, wie man um dich herum unter dem ständigen Druck des Wassermangels leidet.«

Paul befeuchtete sich die Lippen mit der Zunge und dachte an jenen Tag vor einer Woche zurück, an dem ihn die Ehrwürdige Mutter der Prüfung unterzogen hatte. Auch sie hatte etwas über Wassermangel gesagt. »Du wirst von der Bestattungsebene erfahren«, hatte sie gesagt, »von der leeren Wildnis, von der Ödnis, in der nichts lebt außer dem Gewürz und den Sandwürmern. Du wirst dir die Augenhöhlen gegen die grelle Sonne färben. Geborgenheit wird für dich eine Senke bedeuten, die dich vor Wind und Blicken schützt. Du wirst auf eigenen Füßen reisen, ohne Thopter oder Fahrzeug oder Reittier.«

Es war mehr ihr Tonfall als ihre Worte gewesen, der Paul in seinen Bann geschlagen hatte – ein wabernder Singsang.

»Wenn du auf Arrakis lebst«, hatte sie gesagt, »dann ist das Land leer, khalaa. Die Monde werden deine Freunde sein, die Sonne dein Feind.«

Paul hatte gespürt, wie seine Mutter ihren Posten an der Tür verlassen und sich an seine Seite gestellt hatte. Sie hatte die Ehrwürdige Mutter angesehen und gefragt: »Sehen Sie keine Hoffnung, Ehrwürden?«

»Nicht für den Vater.« Mit einem Wink hatte die Alte Jessica zu schweigen geboten und dann wieder auf Paul herabgeblickt. »Präge dir das gut ein, Junge: Eine Welt ruht auf vier Säulen.« Sie hielt vier ihrer Finger mit den dicken Gelenken empor. »Den Lehren der Weisen, der Gerechtigkeit der Großen, den Gebeten der Rechtsschaffenen und dem Mut der Tapferen. Aber all diese Dinge sind nichts ...« Sie ballte die Finger zur Faust. »... ohne einen Regenten, der die Kunst des Regierens beherrscht. *Das* soll das Wissen deiner Überlieferung sein.«

Eine Woche war seit diesem Tag mit der Ehrwürdigen Mutter vergangen, und erst jetzt drangen ihre Worte ganz zu ihm durch. Während er mit Thufir Hawat in der Trainingshalle saß, verspürte Paul einen scharfen Stich aus Angst. Über den Tisch hinweg sah er dem Mentaten ins stirngerunzelte Gesicht.

»Wo warst du denn jetzt schon wieder mit deinen Gedanken?«, fragte Hawat.

»Bist du der Ehrwürdigen Mutter begegnet, Thufir?«

»Dieser Wahrsagehexe aus dem Imperium?« Hawats Blick verriet lebhaftes Interesse. »Ja, ich bin ihr begegnet.«

»Sie ...« Paul zögerte. Er stellte fest, dass er Hawat nichts von der Prüfung erzählen konnte. Es war eine tief in ihm verankerte Blockierung.

»Ja? Was hat sie getan?«

Paul holte zweimal tief Luft. »Sie hat etwas gesagt.« Er schloss die Augen, rief sich die Worte in Erinnerung, und als er sprach, nahm seine Stimme unbewusst den Tonfall der Alten an: »Du,

Paul Atreides, Nachkomme von Königen, Sohn eines Herzogs, musst lernen zu herrschen. Es ist etwas, was keiner deiner Vorfahren gelernt hat.« Paul öffnete die Augen wieder und sagte: »Das hat mich wütend gemacht, und ich habe gesagt, dass mein Vater einen ganzen Planeten beherrscht. Worauf sie erwiderte: ›Er ist dabei, ihn zu verlieren.‹ Und ich sagte, dass mein Vater im Begriff sei, einen noch viel reicheren Planeten zu bekommen. Und sie erwiderte: ›Auch den wird er verlieren.‹ Und ich wollte losrennen, um meinen Vater zu warnen, aber sie sagte mir, dass er bereits gewarnt worden sei – von dir, von meiner Mutter und vielen anderen.«

»Durchaus wahr«, murmelte Hawat.

»Warum gehen wir dann dorthin?«, fragte Paul.

»Weil es der Imperator befohlen hat. Und weil es trotz allem, was die Hexenspionin sagt, noch Hoffnung gibt ... Und was hat dieser tattrige Springquell der Weisheit sonst von sich gegeben?«

Paul sah auf seine rechte Hand, die er unter der Tischplatte zur Faust geballt hatte. Langsam brachte er die Muskeln dazu, sich zu entspannen. *Sie hat eine Art Bann auf mich gelegt*, dachte er. *Wie?* »Ich sollte ihr sagen, was es bedeutet zu herrschen«, sagte er. »Ich erwiderte, dass man Befehle gibt. Worauf sie sagte, dass ich einiges *verlernen* müsse.«

Da hat sie allerdings ins Schwarze getroffen, dachte Hawat. Er bedeutete Paul mit einem Nicken, dass er fortfahren solle.

»Sie sagte, ein Herrscher müsse lernen, wie man überzeugt, statt Zwang auszuüben. Sie sagte, dass er den besten Kaffee reichen müsse, um die vorzüglichsten Männer anzulocken.«

»Und wie meint sie, hat dein Vater Männer wie Duncan und Gurney angelockt?«, fragte Hawat.

Paul zuckte mit den Schultern. »Dann hat sie gesagt, dass ein guter Herrscher die Sprache seiner Welt lernen muss und dass diese auf jeder Welt anders ist. Ich dachte, sie meint, dass man auf Arrakis kein Galach spricht, aber sie sagte, dass es darum überhaupt nicht ginge. Sie sagte, es ginge um die Sprache der Steine und des-

sen, was wächst, die Sprache, die man nicht mit den Ohren hört. Und ich sagte, dass Dr. Yueh das als Rätsel des Lebens bezeichnet.«

Hawat lachte leise. »Und wie hat ihr das geschmeckt?«

»Ich glaube, sie ist wütend geworden. Sie sagte, dass das Rätsel des Lebens kein Problem wäre, das es zu lösen gelte, sondern eine Wirklichkeit, die man erfahren müsse. Also habe ich das Erste Gesetz des Mentaten zitiert: ›Ein Vorgang kann nicht verstanden werden, indem man ihn unterbricht. Das Verstehen muss sich mit dem Strom des Vorgangs bewegen, muss in ihn eintreten und ihm folgen.‹ Damit war sie offenbar zufrieden.«

Langsam scheint er sich von der Sache zu erholen, dachte Hawat. Aber die alte Hexe hat ihm Angst eingejagt. Warum hat sie das wohl gemacht?

»Thufir«, sagte Paul, »wird es auf Arrakis so schlimm, wie sie gesagt hat?«

»So schlimm kann es gar nicht werden«, sagte Hawat und rang sich ein Lächeln ab. »Nimm zum Beispiel diese Fremden, die Renegaten aus der Wüste. Nach einer ersten Analyse kann ich dir sagen, dass es sehr viel mehr von ihnen gibt, als das Imperium vermutet. Dort leben Menschen, Junge, sehr viele Menschen, und ...« Hawat legte einen sehnigen Finger ans Auge. »... sie hassen die Harkonnen wie die Pest. Aber zu niemandem ein Wort darüber, Junge. Ich sage dir das nur als Berater deines Vaters.«

»Mein Vater hat mir von Salusa Secundus erzählt«, sagte Paul. »Das klang ganz ähnlich wie Arrakis ... vielleicht nicht ganz so schlimm, aber ähnlich.«

»Nun, wir wissen heute eigentlich nichts mehr über Salusa Secundus«, sagte Hawat. »Wir wissen nur, wie es dort vor langer Zeit war, im Großen und Ganzen. Aber was das wenige Bekannte betrifft ... da hast du recht.«

»Werden uns die Fremden helfen?«

»Möglich ist es.« Hawat stand auf. »Ich reise heute nach Arrakis ab. Inzwischen passt du gut auf dich auf – für einen alten Mann,

der dich in sein Herz geschlossen hat, ja? Komm auf diese Seite, und setz dich mit dem Gesicht zur Tür. Ich glaube zwar nicht, dass dir hier im Schloss Gefahr droht, aber ich möchte, dass du dir es so angewöhnst.«

Paul erhob sich und ging um den Tisch herum. »Du brichst heute schon auf?«

»Ja, heute, und du kommst morgen nach. Das nächste Mal, wenn wir uns sehen, stehen wir auf dem Boden deiner neuen Welt.« Hawat umfasste Pauls rechten Arm am Bizeps. »Halt immer deinen Messerarm einsatzbereit, ja? Und achte darauf, dass dein Schild jederzeit voll geladen ist.« Er ließ Pauls Arm wieder los, tätschelte ihm die Schulter, wirbelte herum und ging schnellen Schritts zur Tür.

»Thufir!«, rief Paul.

Hawat blieb in der offenen Tür stehen.

»Setz auch du dich nicht mit dem Rücken zur Tür«, sagte Paul.

Ein Grinsen breitete sich auf dem faltigen alten Gesicht aus. »Das mache ich sicher nicht, Junge. Darauf kannst du dich verlassen«, sagte Hawat und schloss leise die Tür hinter sich.

Paul setzte sich an den Platz, an dem Hawat gesessen hatte, und ordnete die Dokumente. *Noch einen Tag bin ich hier*, dachte er und blickte sich um. *Wir reisen ab*. Die Vorstellung, diesen Ort zu verlassen, kam ihm mit einem Mal wirklicher denn je vor. Und er erinnerte sich an noch etwas, das die alte Frau gesagt hatte: dass eine Welt die Summe vieler Teile sei – des Volkes, der Erde, der wachsenden Dinge, der Monde, der Gezeiten, der Sonnen – die unbekannte Summe namens Natur, eine unbestimmte Aufzählung ohne Sinn für das Jetzt. Und er fragte sich: *Was ist das Jetzt?*

In diesem Moment flog die Tür auf, und ein hässlicher Kloß von einem Mann, halb verborgen hinter einem Armvoll Waffen, taumelte herein.

»Nanu, Gurney Halleck«, rief Paul, »bist du der neue Waffenmeister?«

Halleck ließ die Tür mit einem Hackentritt zufallen. »Ich weiß, es wäre dir lieber, wenn ich zum Spielen käme«, sagte er. Er sah sich in der Halle um und vergewisserte sich, dass Hawats Leute sie bereits untersucht hatten – dass sie hinreichend sicher für den Erben des Herzogs war. Überall waren die unauffälligen Geheimzeichen angebracht.

Paul beobachtete, wie sich die hässliche Walze von einem Mann mit Schlagseite wieder in Bewegung setzte und mit der Ladung Waffen im Arm auf den Übungstisch zuhielt. Über der Schulter trug er sein neunsaitiges Balisett, dessen Mehrfachplektrum unter dem Griffbrett eingefädelt war.

Halleck wuchtete die Waffen auf den Übungstisch und reihte sie auf: die Rapiere, die Stilette, die Kindjals, die Kriechpatronenpistolen, die Schildgürtel. Die Ranktintennarbe entlang seines Kiefers wand sich, als er sich drehte und die Halle mit einem Lächeln bedachte.

»Also hast du nicht mal ein ›Guten Morgen‹ für mich übrig, du kleiner Racker«, sagte Halleck. »Und was hat den alten Hawat gestochen? Der ist auf dem Korridor an mir vorbeigerannt wie einer, der zum Begräbnis seines Erzfeindes unterwegs ist.«

Paul grinste. Von allen Männern seines Vaters mochte er Gurney Halleck am liebsten. Er kannte die Launen und die kleinen Teufeleien dieses Mannes, er kannte seinen *Charakter* und sah ihn mehr als einen Freund denn als einen Mietling.

Halleck schwang das Balisett von seiner Schulter und machte sich daran, es zu stimmen. »Wenn du nicht reden willst, redest du eben nicht«, sagte er.

Paul erhob sich, ging am Tisch entlang und rief: »Du kommst zum Musizieren her, wenn eigentlich gekämpft werden sollte, Gurney?«

»Ah, heute hast du also beschlossen, frech zu den Älteren zu sein«, sagte Halleck. Er schlug auf seinem Musikinstrument einen Akkord an und nickte.

»Wo ist Duncan Idaho?«, fragte Paul. »Sollte er mich nicht heute an den Waffen ausbilden?«

»Duncan führt die zweite Welle auf Arrakis an«, erwiderte Halleck. »Dir bleibt nur der arme Gurney, der gerade genug vom Kämpfen hat und sich deshalb lieber mit Musik verwöhnt.« Er schlug einen weiteren Akkord an, lauschte und lächelte. »Und wir haben im Rat beschlossen, dich, der du ein so armseliger Kämpfer bist, am besten das Musizieren zu lehren, damit du dein Leben nicht völlig vergeudest.«

»Vielleicht solltest du mir dann lieber eine Ballade singen«, sagte Paul. »Denn ich will genau wissen, wie man es *nicht* macht.«

»Haha!« Gurney lachte und hob zu »Die Mädchen von Galacia« an. Sein Plektrum huschte wie der Wind über die Saiten, während er sang:

»Oh-oh-oh, die Mädchen von Galacia
Sind für ein paar Perlen zu allem bereit
Und die von Arrakis für Wasser, klar!
Doch wird deine Glut durch Feuer entfacht
Brennend hell und heiß
Verbringst du mit Caladans Töchtern die Nacht.«

»Nicht schlecht für jemanden, der sich mit dem Plektrum so ungeschickt anstellt«, sagte Paul. »Aber wenn meine Mutter hören würde, wie du einen solchen Gassenhauer im Schloss singst, würde sie deine Ohren als Schmuck an die Außenmauern hängen.«

Gurney zog an seinem linken Ohr. »Und kein schöner Schmuck wären sie, so oft, wie sie an Schlüssellochern gelauscht haben, wenn ein junger Mann aus meiner Bekanntschaft manch seltsame Weisen auf seinem Balisett übte.«

»Du hast also vergessen, wie es ist, Sand in deinem Bett zu finden«, sagte Paul. Er nahm einen Schildgürtel vom Tisch und schnallte ihn sich um die Hüften. »Dann lass uns kämpfen!«

Hallecks Augen weiteten sich in gespielter Überraschung. »Na so was! Deine tückische Hand war es also, die diese Tat beging. Sei heute lieber wachsam, junger Meister, sei wachsam!« Er griff nach einem Rapier und ließ es durch die Luft sausen. »Ich bin ein teuflischer Unhold, der auf Rache sinnt.«

Paul umfasste das andere Rapier, bog es und nahm dann, einen Fuß nach vorne gesetzt, die Aguile-Fechthaltung ein. Er setzte eine ernste Miene auf, mit der er Dr. Yueh nachahmte. »Was für einen Tölpel mir mein Vater doch für die Waffenübungen schickt«, sagte er feierlich. »Dieser tölpelhafte Gurney Halleck hat die erste Lektion für einen bewaffneten und schildbewehrten Kämpfer vergessen.«

Paul drückte auf den Energieschalter an seiner Hüfte und spürte das vertraute Gefühl sich zusammenziehender Haut an Stirn und Rücken, als sich das Verteidigungsfeld aufbaute. Vom Schild gefiltert, nahmen die Geräusche, die von außen an ihn herandrangen, einen charakteristisch gedämpften Klang an.

»Im Schildkampf bewegt man sich bei der Verteidigung schnell und beim Angriff langsam«, sagte er. »Der Angriff dient allein dazu, den Gegner zu einem Fehltritt zu verleiten und ihn für die Linke zu öffnen. Der Schild lenkt den schnellen Stoß ab, lässt den langsamen Kindjal jedoch hindurch.« Er hob das Rapier, vollführte eine schnelle Finte und riss es dann zurück, um einen langsamen Stoß auszuführen, der darauf angelegt war, die simple Verteidigung eines Schildes zu durchdringen.

Halleck folgte Pauls Bewegungen und drehte sich dann in letzter Sekunde weg, sodass die stumpfe Klinge seinen Brustkorb verfehlte. »Geschwindigkeit hervorragend«, sagte er. »Aber deine Deckung war weit geöffnet für einen Unterhandgegenangriff mit dem Gleitdolch.«

Verärgert machte Paul einen Schritt zurück.

»Für diese Nachlässigkeit sollte ich dir den Hintern versohlen«, erklärte Halleck. Er nahm einen blanken Kindjal vom Tisch und

hielt ihn hoch. »In der Hand eines Feindes kann dich dieses Ding hier dein Lebensblut kosten. Du bist ein Musterschüler wie kein anderer, aber ich habe dir schon oft genug gesagt, dass du nicht einmal im Spiel deine Deckung vor jemandem herunternehmen sollst, der den Tod in der Hand hält.«

»Ich bin heute wohl nicht in der richtigen Stimmung«, sagte Paul.

»Stimmung?« Obwohl Hallecks Stimme durch Pauls Schild gedämpft wurde, war ihr die Empörung anzuhören. »Was hat deine *Stimmung* damit zu tun? Man kämpft, wenn es notwendig ist – ganz egal, in was für einer Stimmung man ist! Stimmungen sind etwas fürs Vieh oder für die Liebe oder für das Spiel auf dem Bali-sett. Nicht für das Kämpfen.«

»Es tut mir leid, Gurney.«

»Nicht leid genug!« Halleck schaltete seinen Schild ein und nahm, den Kindjal nach vorne gestreckt und das Rapier in der Rechten hoch erhoben, eine geduckte Haltung ein. »Jetzt solltest du dich lieber richtig decken!« Er machte einen hohen Seitwärtssprung und preschte dann mit einer wilden Attacke vor.

Paul wich parierend zurück, spürte, wie das Kraftfeld knisterte, als die Schilde aufeinandertrafen und sich abstießen, spürte das elektrische Kribbeln, als es seine Haut berührte. *Was ist denn in Gurney gefahren?*, fragte er sich. *Das ist kein Spiel mehr!* Er machte eine Bewegung mit der Linken, um das Stilet aus der Scheide am Handgelenk in seine Hand rutschen zu lassen.

»Jetzt siehst du, warum du eine weitere Klinge brauchst, was?«, schnaufte Halleck.

Ist das Verrat?, schoss es Paul durch den Kopf. *Aber doch nicht Gurney!*

Quer durch die Halle trieb sie ihr Kampf–Stoß und Parade, Finte und Konter. Die Luft in ihren Schildblasen wurde schal, da sie sich durch die Barriere des Kraftfelds nur langsam austauschen konnte. Mit jedem neuen Schildkontakt wurde der Ozongeruch stärker.

Paul wich weiter zurück, doch jetzt lenkte er seinen Rückzug in Richtung Übungstisch. *Wenn ich ihn dazu bringen kann, sich neben dem Tisch zu drehen, zeige ich ihm einen Trick*, dachte er. *Noch einen Schritt, Gurney.*

Halleck machte den Schritt.

Paul lenkte einen Hieb mit einer Parade nach unten ab, wirbelte herum und sah, wie Halleck mit der Schneide seines Rapiers an der Tischkante hängen blieb. Er warf sich zur Seite, vollführte einen hohen Stoß mit dem Rapier und schob das Stilet auf Höhe von Hallecks Hals durch den Schild. Er ließ die Klinge nur Zentimeter von Hallecks Kehle entfernt verharren.

»Ist es das, was du suchst?«, flüsterte Paul.

»Sieh nach unten, Junge«, keuchte Halleck.

Paul gehorchte und sah, dass Halleck seinen Kindjal unter dem Tisch nach vorne bewegt hatte, sodass die Spitze beinahe Pauls Bauch berührte.

»Wir wären zusammen in den Tod gegangen«, sagte Halleck. »Aber ich gebe zu, dass du unter Druck ein gutes Stück besser kämpfst. Anscheinend bist du doch noch in *Stimmung* gekommen.« Er grinste sein Wolfsgrinsen, und die Ranktintennarbe an seinem Kiefer kräuselte sich.

»Wie du mich angegriffen hast«, sagte Paul. »Hättest du wirklich mein Blut vergossen?«

Halleck zog den Kindjal zurück und straffte sich. »Wenn du im Kampf auch nur einen Deut hinter deinen Fähigkeiten zurückgeblieben wärst, dann hätte ich dir einen ordentlichen Kratzer versetzt, damit du eine Narbe als Erinnerungsstück behältst. Ich lasse nicht zu, dass mein Lieblingsschüler dem nächstbesten Harkonnen zum Opfer fällt.«

Paul schaltete seinen Schild aus und stützte sich auf den Tisch, um Atem zu holen. »Nun, diese Lektion habe ich verdient, Gurney. Aber wenn ich verletzt worden wäre, hätte das meinen Vater verärgert. Ich will nicht, dass du für mein Versagen bestraft wirst.«

»Was das angeht, war es auch mein Versagen«, erwiderte Halleck. »Und du musst dir keine Gedanken wegen einer oder zwei Trainingsnarben machen. Du kannst von Glück sagen, dass du so wenige hast. Im Übrigen, was deinen Vater betrifft – der Herzog würde mich bestrafen, wenn es mir *misslänge*, einen erstklassigen Kämpfer aus dir zu machen. Und dabei hätte ich versagt, wenn ich dir nicht deutlich gemacht hätte, was an dieser Sache mit der Stimmung falsch ist, die du dir plötzlich hast einfallen lassen.«

Paul straffte sich und schob das Stilet zurück in die Scheide am Handgelenk.

»Was wir hier machen, ist kein Spiel«, sagte Halleck.

Paul nickte. Hallecks plötzliche Ernsthaftigkeit verwunderte ihn. Er betrachtete die tiefrote Ranktintennarbe am Kinn des Mannes und erinnerte sich an die Geschichte dazu – wie die Bestie Rabban ihm die Narbe in einer Harkonnen-Sklavengrube auf Giedi Primus zugefügt hatte. Und mit einem Mal schämte sich Paul dafür, dass er auch nur einen Augenblick lang an Halleck gezweifelt hatte. Erst jetzt kam er auf den Gedanken, dass das Entstehen dieser Narbe Schmerzen verursacht hatte – Schmerzen, die vielleicht ebenso stark gewesen waren wie die, die eine Ehrwürdige Mutter zufügte ... Er schob den Gedanken beiseite; er machte die Welt kälter. »Ja«, sagte er. »Ich hatte wohl gehofft, heute ein bisschen spielen zu können. In letzter Zeit ist hier alles so ernst.«

Halleck wandte sich ab, um seine Gefühle zu verbergen. Etwas brannte in seinen Augen. Ein Schmerz lebte tief in ihm fort – der letzte, eingekapselte Rest einer verlorenen Vergangenheit, gekappt vom Messer der Zeit. *Wie früh dieses Kind doch zum Mann werden muss*, dachte er. *Wie früh er in Gedanken jenen grausamen Vertrag lesen und an der notwendigen Stelle die notwendige Eintragung vornehmen muss: »Bitte geben Sie Ihre nächsten Verwandten an ...«*

Ohne sich umzudrehen, sagte Halleck: »Ich habe deine Stimmung bemerkt, Junge, und ich hätte liebend gern mit dir gespielt. Aber wir können das hier nicht länger als ein Spiel behandeln.

Morgen geht es nach Arrakis. Arrakis gibt es wirklich. Die Harkonnen gibt es wirklich.«

Paul hob die Klinge des Rapiers senkrecht an die Stirn.

Halleck wandte sich um, sah den Gruß und nickte zur Antwort. Dann deutete er auf den Übungsdummy. »Jetzt arbeiten wir an deinem Timing. Ich will sehen, wie du das Ding mit der Linken erwischst. Ich steuere ihn von hier drüben, wo ich alles beobachten kann. Und ich warne dich, ich werde heute neue Gegenangriffe ausprobieren. Derartige Vorwarnungen gibt dir ein echter Feind nicht.«

Paul stellte sich auf die Zehenspitzen und streckte sich, um seine Muskeln zu lockern. Ein Gefühl feierlichen Ernsts ergriff ihn, als ihm plötzlich bewusst wurde, wie rasch sich sein Leben seit Kurzem veränderte. Er ging zu dem Dummy, tippte mit der Spitze des Rapiers gegen den Schalter an dessen Brust und spürte, wie das Verteidigungsfeld seine Klinge wegdrückte.

»En garde!«, rief Halleck, und der Dummy griff an.

Paul aktivierte seinen Schild, parierte und hielt dagegen.

Halleck beobachtete ihn, während er den Dummy steuerte. Seine Gedanken schienen in zwei Hälften zerfallen: Die eine Hälfte achtete darauf, was für den Trainingskampf zu tun war, die andere schweifte ziellos umher. *Ich bin ein gut gewachsener Obstbaum*, dachte er. *Voller gut ausgebildeter Gefühle und Fähigkeiten, die man mir eingeprägt hat – und alle warten sie darauf, dass ein anderer sie pflückt.*

Aus irgendeinem Grund musste er an seine kleine Schwester denken; ihr elfenhaftes Gesicht stand ihm klar vor Augen. Aber seine Schwester war tot – gestorben in einem Bordell für die Truppen der Harkonnen. Sie hatte Stiefmütterchen geliebt ... oder waren es Gänseblümchen gewesen? Er konnte sich nicht mehr erinnern, und das ärgerte ihn.

Paul parierte einen langsamen Schlag des Dummys mit einer Riposte und brachte die Linke *entre-tisser* hoch.

Dieser verschlagene kleine Teufel!, dachte Halleck und konzen-

trierte sich jetzt ganz auf Pauls Bewegung, mit der er die Klinge durch den Schild schlängelte. *Er hat allein geübt und gelernt. Das ist nicht Duncans Stil, und es ist ganz sicher nichts, was ich ihm beigebracht habe.*

Doch der Gedanke machte Halleck nur noch trauriger. *Ich habe mich von Launen und Stimmungen anstecken lassen*, dachte er. Er fragte sich, ob Paul wohl jemals voller Angst dem Pulsieren seines Kissens in der Nacht lauschte.

»Wenn Wünsche Fische wären, würden wir alle Netze auswerfen«, murmelte Halleck. Es war eine Redewendung seiner Mutter, und er benutzte sie immer, wenn er die Schwärze des Kommenden auf sich lasten fühlte. Und dann dachte er, was für seltsame Worte das auf einem Planeten sein würden, der niemals Meere oder Fische gekannt hatte.

YUEH (yüë), Wellington (welling-tun), Stdrd 10082–10191; Arzt der Suk-Schule (Abschl Stdrd 10112); vb: Wanna Marcus, B. G. (Stdrd 10092–10186?); vor allem bekannt als Verräter an Herzog Leto Atreides (vgl. Bibliografie, Anhang VII [Imperiale Konditionierung] und Verrat, Der)

– Aus: »Wörterbuch des Muad'Dib«
von Prinzessin Irulan

Obwohl er hörte, wie Dr. Yueh in die Trainingshalle kam – er erkannte die steife Zielstrebigkeit seiner Schritte –, blieb Paul mit dem Gesicht nach unten ausgestreckt auf dem Übungstisch liegen, so, wie ihn die Masseuse zurückgelassen hatte. Nach dem Training mit Gurney Halleck fühlte er sich wunderbar entspannt.

»Du hast es dir offenbar bequem gemacht«, sagte Yueh mit seiner ruhigen, hohen Stimme.

Paul hob den Kopf und sah den stockdürren Mann einige Schritte entfernt stehen. Mit einem Blick nahm er alle Einzelheiten an ihm wahr: die faltige schwarze Kleidung, den quadratischen Kopf mit den purpurfarbenen Lippen und dem herabhängenden Schnurrbart, die rautenförmige Tätowierung auf der Stirn, die seine imperiale Konditionierung verriet, das lange schwarze Haar, das im Silberring der Suk-Schule über die linke Schulter fiel.

»Es wird dich freuen zu hören, dass wir heute keine Zeit für unseren normalen Unterricht haben«, sagte Yueh. »Dein Vater wird in Kürze hier sein.«

Paul setzte sich auf.

»Ich habe allerdings dafür gesorgt, dass dir während der Reise

nach Arrakis ein Filmbuch-Abspielgerät und mehrere Lektionen zur Verfügung stehen werden.«

»Oh«, sagte Paul und begann, sich anzuziehen. Er war aufgeregt, weil sein Vater vorbeikommen würde. Seit der Imperator dem Herzog befohlen hatte, Arrakis als Lehen zu übernehmen, hatten sie nur wenig Zeit miteinander verbracht.

Yueh ging an den Ell-Tisch und dachte: *Wie kräftig der Junge in den letzten Monaten geworden ist. Was für eine Verschwendung! Ach, welch traurige Verschwendung.* Doch dann gemahnte er sich: *Ich darf nicht verzagen. Ich tue all das nur, damit diese Harkonnen-Tiere meiner Wanna nicht mehr wehtun können.*

Paul trat neben Yueh an den Tisch und knöpfte seine Jacke zu. »Womit werde ich mich auf der Raumreise befassen?«

»Mit den irdischen Lebensformen von Arrakis. Der Planet hat anscheinend einige terranische Organismen mit offenen Armen empfangen. Wie es dazu kam, ist nicht ganz klar. Wenn wir dort sind, werde ich den planetaren Ökologen – einen Dr. Kynes – aufsuchen und ihm meine Hilfe bei der Untersuchung dieses Rätsels anbieten.« Yueh dachte: *Was rede ich da? Ich spiele sogar vor mir selbst den Heuchler.*

»Ist auch etwas über die Fremten dabei?«, fragte Paul.

»Die Fremten?« Yueh trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. Als er bemerkte, dass Paul die nervöse Geste beobachtete, zog er die Hand zurück.

»Vielleicht haben Sie ja etwas über die Gesamtbevölkerung von Arrakis«, sagte Paul.

»Ja, sicherlich«, sagte Yueh. »Die Bewohner bestehen aus zwei großen Gruppen – die eine sind die Fremten, die andere die Menschen aus den Gräben, Sinks und Pfannen. Wie ich hörte, gibt es manchmal Mischehen. Die Frauen aus den Dörfern der Pfannen und Sinks bevorzugen Fremten als Ehemänner, und die Männer bevorzugen Fremten-Frauen. Bei ihnen gibt es ein Sprichwort: ›Glanz kommt aus den Städten, Weisheit aus der Wüste.«

»Haben Sie Bilder von den Fremem?«

»Ich werde sehen, was ich für dich bekommen kann. Das Interessanteste an ihnen sind natürlich die Augen – durch und durch blau, ohne Weiß darin.«

»Eine Mutation?«

»Nein, es hat mit der Sättigung des Blutes durch die Melange zu tun.«

»Die Fremem müssen sehr mutig sein, wenn sie am Rande dieser Wüste leben.«

»Allerdings. Sie verfassen Gedichte an ihre Messer. Und ihre Frauen sind ebenso wild wie die Männer. Selbst Fremem-Kinder sind gewalttätig und gefährlich. Ich nehme stark an, dass man dir nicht erlauben wird, dich ihnen zu nähern.«

Paul sah Yueh an. Diese wenigen Andeutungen über die Fremem hatten für ihn eine Kraft, die ihn ganz in ihren Bann schlug. *Wenn wir ein solches Volk als Verbündete gewinnen könnten!*, dachte er. »Und die Würmer?«, fragte er dann.

»Wie?«

»Ich würde gerne mehr über die Sandwürmer lernen.«

»Ah, aber sicher doch. Ich habe ein Filmbuch über ein kleines Exemplar, das etwa einhundertzehn Meter lang ist und zweiundzwanzig Meter Durchmesser hat. Man hat es in den nördlichen Breiten aufgenommen. Aber laut verlässlichen Zeugenaussagen wurden schon Würmer von über vierhundert Metern Länge gesichtet, und es besteht Grund zur Annahme, dass es sogar noch größere gibt.«

Paul blickte auf eine konische Projektion der nördlichen Breiten von Arrakis, die auf dem Tisch ausgebreitet war. »Der Wüstengürtel und die südlichen Polarregionen sind als unbewohnbar markiert. Liegt das an den Würmern?«

»Und an den Stürmen.«

»Aber man kann doch jeden Ort bewohnbar machen.«

»Wenn es ökonomisch sinnvoll ist«, sagte Yueh. »Arrakis' zahlrei-

che Gefahren würden das zu einem teuren Unterfangen machen.« Er strich sich über den herabhängenden Schnurrbart. »Dein Vater wird bald hier sein. Aber bevor ich gehe, habe ich noch ein Geschenk für dich, etwas, das mir beim Packen in die Hände gefallen ist.« Er legte einen Gegenstand zwischen ihnen auf den Tisch: schwarz, länglich und nicht größer als Pauls Daumen.

Paul sah ihn an. Yueh fiel auf, dass der Junge nicht gleich danach griff. *Wie vorsichtig er ist*, dachte er.

»Es ist eine alte Orange-Katholische Bibel für Raumreisende«, sagte er. »Kein Filmbuch, sondern noch auf Filamentpapier gedruckt. Mit einem eigenen System zur Vergrößerung und elektrostatischen Aufladung.« Er nahm das Buch vom Tisch und führte es vor. »Man hält es dicht an die Batterie. Es ist von einer mit einem Federmechanismus verschlossenen Hülle eingefasst. Du drückst hier auf den Rand – so. Dann stoßen die ausgewählten Seiten einander ab, und das Buch öffnet sich.«

»Es ist so klein.«

»Aber es hat achthundert Seiten. Man drückt hier, so, und so – dann bewegt sich die Ladung Seite für Seite weiter, während man liest. Aber berühre die Seiten selbst nie mit den Fingern, das Filamentgewebe ist sehr zerbrechlich.« Yueh schloss das Buch und reichte es Paul. »Probier es aus.« Er sah zu, wie Paul die Seiteneinstellung bediente, und dachte: *Ich erteile mir selbst Absolution. Ich gebe ihm den Ablass der Religion, bevor ich ihn verrate. So rede ich mir ein, dass er an einen Ort geht, der mir verschlossen bleibt.*

»Das muss hergestellt worden sein, bevor es Filmbücher gab«, sagte Paul.

»Es ist tatsächlich sehr alt. Aber das soll unser Geheimnis sein, ja? Deine Eltern denken vielleicht, dass es zu wertvoll für einen so jungen Mann ist.« Und Yueh dachte: *Seine Mutter würde sich sicher fragen, welche Motive mich leiten.*

»Tja ...« Paul schloss das Buch und hielt es in der Hand. »Wenn es so wertvoll ist ...«

»Nimm es einem alten Mann zuliebe«, sagte Yueh. »Mir hat man es auch gegeben, als ich noch sehr jung war.« Er dachte: *Ich muss ihn sowohl bei seinem Verstand als auch bei seiner Habgier packen.* »Öffne es bei vier-siebenundsechzig Kalima, wo es heißt: ›Im Wasser beginnt alles Leben.‹ Der Hüllenrand ist an der entsprechenden Stelle mit einer kleinen Kerbe markiert.«

Paul betastete die Hülle und entdeckte zwei Kerben, eine weniger tief als die andere. Er drückte in die weniger tiefe. Das Buch öffnete sich in seiner Handfläche, und das Vergrößerungsglas schob sich darüber.

»Lies vor«, sagte Yueh.

Paul fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und las: »Bedenke nun, dass ein Tauber nicht hören kann. Welche Taubheiten mögen dann uns allen zu eigen sein? Welche Sinne fehlen uns, sodass wir eine andere Welt, die uns umgibt, nicht sehen und nicht hören können? Was ist dort um uns herum, das wir nicht ...«

»Hör auf!«, bellte Yueh plötzlich.

Paul brach ab und sah den Arzt überrascht an.

Yueh schloss die Augen und versuchte, sich zu beruhigen. *Durch welch üble Fügung hat sich das Buch ausgerechnet an der Lieblingsstelle meiner Wanna geöffnet?* Er schlug die Augen wieder auf und sah, dass Paul ihn anstarrte.

»Stimmt etwas nicht?«, fragte Paul.

»Es tut mir leid«, sagte Yueh. »Das war ... die Lieblingsstelle ... meiner toten Frau. Du solltest eigentlich eine andere lesen. Sie weckt Erinnerungen, die ... sehr schmerzlich sind.«

»Da sind zwei Kerben«, sagte Paul.

Natürlich, dachte Yueh. *Wanna hat ihre Stelle markiert. Seine Finger sind empfindlicher als meine und haben ihre Markierung ertastet. Es war lediglich ein Versehen.* »Wie auch immer, vielleicht findest du das Buch ja interessant«, sagte er. »Es enthält viele historische Wahrheiten und eine gute, ethische Philosophie.«

Paul blickte auf das winzige Buch in seiner Handfläche. So klein

war es, und doch enthielt es ein Geheimnis ... etwas war geschehen, als er daraus vorgelesen hatte. Er hatte gespürt, wie sich seine furchtbare Bestimmung geregt hatte.

»Dein Vater wird jede Minute hier sein«, sagte Yueh. »Steck das Buch ein, und lies es, wenn dir danach ist.«

Paul drückte auf den Rand, wie Yueh es ihm gezeigt hatte, und das Buch schloss sich. Dann steckte er es in seine Tunika. Als Yueh ihn angeblafft hatte, hatte Paul einen Moment lang befürchtet, dass der Arzt es zurückverlangen würde. »Ich danke Ihnen für dieses Geschenk, Dr. Yueh«, sagte er förmlich. »Ich verspreche, es wird unser Geheimnis sein. Und wenn Sie sich ein Geschenk oder einen Gefallen von mir wünschen, zögern Sie nicht zu fragen.«

»Mir ... fehlt es an nichts«, sagte Yueh. Und er dachte: *Warum stehe ich hier und martere mich? Und diesen armen Jungen martere ich mit ... obwohl er davon nichts weiß. Oh! Verdammt seien diese Har-konnen-Bestien! Warum haben sie nur mich für ihr abscheuliches Tun ausgewählt?*

Wie nähert man sich Muad'Dibs Vater? Herzog Leto Atreides war ein Mann von außerordentlicher Wärme und überraschender Kälte. Es gibt viele Facetten, die den Blick auf ihn eröffnen: seine unbeirrbar Liebe zu seiner Bene-Gesserit-Frau; die Träume, die er für seinen Sohn hegte; die Hingabe, mit der andere Männer ihm dienten. Man sieht ihn vor sich – einen Mann, dem das Schicksal eine Falle gestellt hat, eine einsame Gestalt, dessen Licht im Glorienschein seines Sohns verblasst. Und doch muss man fragen: Was ist der Sohn, wenn nicht eine Fortsetzung seines Vaters?

– Aus: »Muad'Dib: Familienkommentare«
von Prinzessin Irulan

Paul sah, wie sein Vater die Trainingshalle betrat und die Wachtposten draußen Stellung bezogen. Einer von ihnen schloss die Tür. Wie immer hatte Paul ein Gefühl von *Anwesenheit* bei seinem Vater – etwas an ihm, das ganz und gar *hier* war.

Der Herzog war hochgewachsen und hatte olivfarbene Haut. Sein schmales Gesicht wies harte Kanten auf, denen von tiefen grauen Augen Wärme verliehen wurde. Er trug eine schwarze Arbeitsuniform mit dem rotem Falkenwappen auf der Brust. Ein versilberter Schildgürtel, dessen Patina häufigen Gebrauch verriet, war um seine schlanken Hüften geschlungen.

»Schwer bei der Arbeit, Sohn?«

Der Herzog kam zum Ell-Tisch, sah auf die Papiere darauf und ließ dann seinen Blick durch den Raum und wieder zurück zu Paul wandern. Er fühlte sich müde, und es bereitete ihm Schmerzen,

diese Müdigkeit nicht zu zeigen. *Ich muss auf dem Flug nach Arrakis jede Gelegenheit nutzen, um mich auszuruhen*, dachte er. *Auf Arrakis werde ich keine Ruhe mehr finden.*

»Nein, nicht besonders schwer«, sagte Paul. »Alles ist so ...« Er zuckte mit den Schultern.

»Ja, ich weiß. Aber morgen reisen wir ab. Es wird gut sein, unser neues Zuhause zu beziehen und all diese Unruhe hinter uns zu lassen.«

Paul nickte, und plötzlich suchte ihn die Erinnerung an die Worte der Ehrwürdigen Mutter heim: *»... für den Vater – nichts.«*

»Vater«, sagte er, »wird es auf Arrakis so gefährlich, wie alle behaupten?«

Eine beiläufige Geste erzwingend, setzte sich der Herzog auf die Tischkante und lächelte. Ein ganzes Konversationsmuster stieg in seinen Gedanken auf – die Art von Worten, mit denen er sonst vor einer Schlacht die Schwaden in den Köpfen seiner Männer ge-lichtet hätte. Doch bevor er die Worte aussprechen konnte, erstarrte das Muster angesichts eines einzigen Gedankens: *Dies ist mein Sohn.*

»Es wird gefährlich«, sagte er.

»Hawat hat mir erzählt, dass wir einen Plan für die Fremden haben«, sagte Paul und fragte sich: *Warum erzähle ich ihm nicht, was die Alte gesagt hat? Wie ist es ihr nur gelungen, meine Zunge zu lähmen?*

Der Herzog bemerkte Pauls Verwirrung. »Wie immer sieht Hawat eine große Chance. Doch es geht um viel mehr. Ich sehe auch die Merkantile Allianz für Fortschritt und Entwicklung im All, die MAFEA-Gesellschaft. Da Seine Majestät mir Arrakis überlassen hat, ist sie gezwungen, mir einen Posten im Direktorat zu überlassen – ein subtiler Sieg.«

»Die MAFEA kontrolliert das Gewürz«, sagte Paul.

»Und Arrakis mit seinem Gewürz ist unser Zugang zur MAFEA«, sagte der Herzog. »Aber bei der MAFEA geht es nicht nur um die Melange.«

»Hat die Ehrwürdige Mutter dich gewarnt?«, platzte es unvermittelt aus Paul heraus. Er ballte die Fäuste und spürte, dass seine Handflächen nass von Schweiß waren. Welche Anstrengung es ihn gekostet hatte, diese Frage zu stellen!

»Hawat hat mir gesagt, dass sie dir mit Warnungen über Arrakis Angst eingejagt hat«, sagte der Herzog. »Lass dir den Kopf nicht von den Ängsten einer Frau vernebeln. Keine Frau will ihre Lieben in Gefahr sehen. Hinter diesen Warnungen verbirgt sich die Hand deiner Mutter. Du solltest das als Zeichen ihrer Liebe zu uns auffassen.«

»Weiß sie über die Fremden Bescheid?«

»Ja, und noch über vieles mehr.«

»Über was?«

Der Herzog dachte: *Die Wahrheit ist womöglich schlimmer als alles, was er sich ausmalt. Aber selbst gefährliche Tatsachen sind von Wert, wenn man darin ausgebildet ist, mit ihnen umzugehen. Und das ist ein Bereich, in dem man meinen Sohn nicht geschont hat – der Umgang mit gefährlichen Tatsachen. Allerdings müssen sie abgemildert werden, er ist noch so jung.* »Es gibt kaum Waren, die nicht durch die Hände der MAFEA gehen«, sagte er. »Hölzer, Esel, Pferde, Kühe, Bauholz, Dung, Haie, Walpelz – die alltäglichsten und die exotischsten Dinge. Selbst der kärgliche Pundi-Reis von Caladan. Alles, was die Gilde transportiert: die Kunstwerke von Ecaz, die Maschinen von Richesse und Ix. Doch all das verblasst angesichts der Melange. Mit einer Handvoll Gewürz kannst du dir auf Tupile ein Haus bauen. Denn das Gewürz lässt sich nicht künstlich herstellen, man muss es auf Arrakis abbauen. Es ist einzigartig und hat wahre geriatrische Eigenschaften.«

»Und jetzt haben wir die Kontrolle darüber?«

»Bis zu einem gewissen Grad. Aber das Wichtige ist, keines der Häuser außer Acht zu lassen, die von den MAFEA-Gewinnen abhängig sind. Denk an die gewaltigen Ausmaße dieser Gewinne, die von einem einzigen Produkt abhängen – dem Gewürz. Und dann

stell dir vor, was geschehen würde, wenn die Gewürzproduktion ins Stocken geriete.«

»Wer immer Melange gehortet hätte, könnte ein Vermögen machen«, sagte Paul. »Und die anderen stünden im Regen.«

Der Herzog gestattete sich einen Moment grimmiger Zufriedenheit. Er betrachtete seinen Sohn und dachte, wie scharfsinnig, wie wahrhaft *gelehrt* diese Feststellung war. Er nickte und sagte: »Die Harkonnen horten seit mehr als zwanzig Jahren Gewürz.«

»Und nun wollen sie, dass die Gewürzproduktion zum Erliegen kommt und man dir die Schuld gibt.«

»Ja. Sie wollen den Namen Atreides in Misskredit bringen. Denk an die Landsraad-Häuser, die ein gewisses Maß an Führung von mir erwarten – ihrem inoffiziellen Sprecher. Stell dir vor, wie sie reagieren würden, wenn sie durch meine Schuld ernste Einkommensverluste erleiden. Am wichtigsten sind einem schließlich immer die eigenen Gewinne. Zum Teufel mit der Großen Konvention! Man kann sich doch nicht in die Armut treiben lassen!« Die Lippen des Herzogs verzogen sich zu einem herben Lächeln. »Sie würden wegschauen, ganz egal, wie man mit mir verfahren würde.«

»Selbst wenn man uns mit Atomwaffen angreift?«

»Nein, mit so etwas Schamlosem müssen wir nicht rechnen. Niemand würde offen der Großen Konvention zuwiderhandeln. Aber praktisch alles andere ist denkbar ... ja, vielleicht sogar eine Vergiftung unserer Ländereien.«

»Warum tappen wir dann mitten in diese Falle hinein?«

Der Herzog sah seinen Sohn mit gerunzelter Stirn an. »Nun, wenn man weiß, worin die Falle besteht – dann hat man schon den ersten Schritt getan, um ihr zu entgehen. Das hier ist wie ein Zweikampf, mein Sohn, nur in sehr viel größerem Maßstab. Hinter jeder Finte verbirgt sich eine weitere Finte, und die Aufgabe besteht darin, diese zahllosen Finten zu entwirren. Da wir wissen, dass die Harkonnen Gewürz horten, stellen wir eine weitere Frage: Wer hortet es noch? Und schon haben wir eine Liste unserer Feinde.«

